

## I. Allgemeiner Teil

### DIALEKTISCHE WISSENSCHAFTSKRITIK UND INTERDISZIPLINÄRE SOZIALFORSCHUNG THEORIE- UND ORGANISATIONSSTRUKTUR DES FRANKFURTER INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG (1930 ff.) \*

Von Helmut Dubiel

*In memoriam Max Horkheimer*

I

Der vorliegende Aufsatz stellt sich in den Rahmen von Überlegungen, ob und wie die theoretischen Prämissen fachübergreifender (interdisziplinär) wissenschaftlicher Unternehmungen zugleich die Organisationsstruktur derer präjudizieren, die Träger dieser Unternehmungen sind.

Diese Problemstellung wird hier aufgefächert, differenziert und verfolgt an Hand der These, daß es in einer prägnanten Phase der Theorieentwicklung jenes Kreises um das interdisziplinär angelegte »Institut für Sozialforschung« in Frankfurt (1930 ff.) einen explizierbaren Zusammenhang zwischen zentralen Elementen dieser Theorieentwicklung und der Organisationsstruktur der daran beteiligten Wissenschaftler gegeben hat.

Die Methode, mit der diese These belegt werden soll, ist die einer empirisch-kognitiven Soziologie der wissenschaftlichen Kommunikation. In ihrem Vollzug entwickelt wird hier das Modell einer wissenschaftssoziologischen Analyse, die sich nicht auf die rein sozialen Daten eines wissenschaftlichen Kommunikationsprozesses beschränkt, sondern dessen kognitiven Gehalt vorrangig in die Analyse miteinbezieht.

Das methodologische Feindbild, gegen das dieser Versuch geschrieben ist, besteht in den gegenwärtig in den USA verbreiteten Soziologien der wissenschaftlichen Kommunikation, die sich generell dadurch charakterisieren lassen, daß sich ihr analytisches Instrumentarium zu den kognitiven Gehalten wissenschaftlicher Kommunikationsprozesse weitgehend äußerlich verhält: Seien es Untersuchungen über die institutionelle Struktur von Universitätssystemen und deren Einfluß auf die Wissenschaftsentwicklung<sup>1</sup>, seien es vergleichende Analysen von wissenschaftlichen Gruppierungen<sup>2</sup>, deren Verhältnis von organisatorischer Struktur und informeller Kommunikationsdichte, deren an Publikationsraten ablesbaren Produktivität, deren kommunikative Verkettung, ihren Führungsrollen, Außenrepräsentation etc. Die hier beklagte Ignoranz des kogni-

\* Der vorliegende Aufsatz entstammt einem wissenschaftssoziologisch orientierten Arbeitszusammenhang, der seinerseits eingefügt ist in das Bielefelder Projekt »Theoriebildung als Gruppenprozeß«. Im Rahmen dieses Projekts, das organisatorisch im Institut für Interdisziplinäre Forschung verankert ist, werden historisch prominente Theoriebildungen untersucht, die prägnant als Gruppenprozesse abgelaufen sind. Für finanzielle Unterstützung habe ich der Bielefelder Fakultät für Pädagogik und dem Wissenschaftszentrum Berlin zu danken.

in: Kölner Zeitschrift für Soziologie  
und Sozialpsychologie 26 (1974),  
S. 237 - 266.

tiven Aspekts wissenschaftlicher Kommunikationsprozesse bringt sich am primär verwendeten forschungstechnischen Instrumentarium auf den Begriff. Speziell für die Soziologie der wissenschaftlichen Kommunikation entwickelt wurde das Verfahren der Zitationsanalyse<sup>3</sup>, d. i. die Analyse von Zitierhäufigkeiten und Zitierverteilungen, also letztlich eine aus Fußnoten hergestellte Soziometrie der Gelehrtenrepublik.

Da jedoch zumindest in den »soft-sciences« Zitieren häufig auch ein differenzierter, theoriepolitischer Akt ist, bringt die Ignoranz des semantischen Kontextes, in dem Zitate auftauchen, die Verfahrensweisen der Zitationsanalyse um den begrenzten Wert, den sie durchaus haben können. Der partielle Wert von Zitationsanalysen soll also nicht bestritten werden. Hier wird selbst damit gearbeitet. Doch Aussagekraft haben zitationsanalytische Resultate nur im Verein mit inhaltsanalytischen Verfahren. So läßt sich sogar vielleicht sagen, daß auch diese Version von Wissenschaftssoziologie das Exempel einer gesellschaftlich zu Recht ignorierten Soziologie repräsentiert, einer Soziologie nämlich, die sich um die Spezifität und Eigenstruktur der von ihr thematisierten sozialen Handlungsfelder wenig kümmert<sup>4</sup>.

Auf der anderen Seite ist diese Ignoranz des kognitiven Aspekts wissenschaftlicher Kommunikationsprozesse aus der disziplinären Zersplitterung des akademischen Fächerkanons auch wiederum restlos abzuleiten. Letztlich erfordert ja das Postulat der Mitherrückichtigung des kognitiven Gehalts eines wissenschaftlichen Prozesses die Verfügbarkeit einer Doppelkompetenz: Einer soziologischen sowohl als auch einer in-der-jeweils-soziologisch-thematisierten Disziplin. So wäre es durchaus ein Ausweis methodischer Redlichkeit und keineswegs Zeichen disziplinärer Egozentrik, wenn – in Konsequenz des oben zitierten Postulats – beim wissenschaftsorganisatorischen Status quo die Soziologie der Soziologie innerhalb der soziologischen Wissenschaftsforschung dominiert. Entsprechend ist es unerlässlich, im Rahmen wissenschaftssoziologischer Forschungsprojekte neben Soziologen immer auch Experten der jeweils thematisierten Disziplin mitheranzuziehen. So bewegt sich der Verfasser der vorliegenden Studie auch in einem Gegenstandsfeld, das noch innerhalb der sozialphilosophischen Grenzbezirke der Soziologie liegt.

Auch wenn es ironisch klingt: Die schon im methodischen Zugriff versteckte Ignoranz des kognitiven Gehalts wissenschaftlicher Kommunikationsprozesse ist auch wiederum hinterrücks analytisch zutreffend. Aus der Kenntnis seines Wissenschaftsfeldes sowohl in seinem durch face-to-face-Kontakte verbal vermittelten Mikrobereich als auch seines durch Publikationen vermittelten Makrobereichs wagt der Autor das Erstaunen darüber, wie wenig streng kognitiv orientierte, themengebundene, von sozialen Determinanten wie Honoratioreneitelkeit, Konkurrenzangst etc. freie, über punktuelle Anlässe wie Tagungen und Kongresse hin kontinuierte wissenschaftliche Kommunikation überhaupt vorkommt. Die Publizität von solchen Kontroversen wie die um den »Positivismus« oder die neuere um »Habermas/Luhmann« speist sich gewiß auch aus der Faszination an dem Schein eines themengebundenen, über Monate und Jahre hin kontinuierten, reziproken Transfers wissenschaftlicher Informationen.

Zwei gängige Modelle der Wissenschaftssoziologie zur analytischen Erfassung des Phänomens wissenschaftlicher Kommunikation – das »gift-giving-Modell«<sup>5</sup> (W. O. Hagstrom) und das »invisible-college-Modell«<sup>6</sup> (D. Crane) – karikieren recht gut den

Mangel an themenbezogener, kognitiv orientierter wissenschaftlicher Kommunikation. Das »invisible-college-Modell« unterstellt letztlich, daß das Subjekt eines wissenschaftlichen Kommunikationsprozesses in der Regel kaum mehr als ein Bündel jener Erwartungen ist, die sich im Zusammenhang eines jeweils aktuellen, durch ein einflußreiches Schulhaupt paradigmatisch vermittelten Wissenschaftsfeldes ergeben haben. Mit einer Metapher der bildlogisch naheliegenden Politökonomie: wissenschaftliche Leistung wird so auf ihren Tauschwert reduziert. Sie gilt als identifiziert, wenn ihr Subjekt dem Schulzusammenhang zugerechnet ist, den es reproduziert: »Aha, ein Frankfurter!« Ein kognitiv orientierter, reziproker Transfer von Informationen findet so nicht statt: Der Autor kann nur »extrinsic rewards« (Hagstrom) erwarten. Sowohl transitiv wie intransitiv wird nur Zugehörigkeit abgehakt. Das »gift-giving-Modell« Hagstroms unterstellt, daß die »scientific community« in genau umgekehrter Richtung anomisch strukturiert ist. Durch die Überorientierung an Reputation und dem darin resultierenden Prinzip der Konkurrenzvermeidung sei sie übermäßig segregiert. Kommunikation findet gar nicht statt. Wenn in einer solchen »scientific community« überhaupt von »Tausch« wissenschaftlicher Produkte geredet werden kann, so wäre dies ein metaökonomischer, archaischer Tausch, eine rein soziale Handlung: »gift-giving«. Ein wissenschaftlicher Markt als solcher existiert gar nicht. Wissenschaftliche Produktion hat in dieser Phase eine starke Affinität zur ästhetischen, d. h. sie dient der Selbstobjektivierung kreativer Subjekte. Vorzüglich ausgewählt werden hochspezialisierte, konkurrenzfreie Themenfelder, innerhalb derer »kompetente Reaktion« und »organisierter Skeptizismus« unwahrscheinlich sind<sup>7</sup>. Die Verteilung von Reputation erfolgt allenfalls nach dem Schlüssel der Stückzahl des Produzierten, nicht nach seiner immanenten Qualität, für die ja auch eigentlich kein kompetentes Publikum existiert.

Dies nur als Beleg dafür, wie eine eigentlich unzulängliche Methodologie – in diesem Fall die der Soziologie der wissenschaftlichen Kommunikation – die Unzulänglichkeit ihres Gegenstandsbereichs doch exakt treffen kann.

Unter einem empirisch-kognitiven Ansatz ist hier keineswegs der Versuch gemeint, die Differenz zwischen Wissenschaftstheorie und Wissenschaftssoziologie einzuebnen<sup>8</sup>. Vielmehr soll hier einmal programmatisch der Versuch gemacht werden, vorrangig aus dem kognitiven Gehalt eines Theoriebildungsprozesses Rückschlüsse zu gewinnen auf die soziale Struktur derer, die Träger dieses Theoriebildungsprozesses waren. Dieser Versuch heißt empirisch-kognitiv, weil hier das Phänomen einer historisch abgeschlossenen Theoriebildung den empirischen Gegenstand einer soziologischen Untersuchung darstellt.

Dieses Modell einer empirisch-kognitiven Soziologie der wissenschaftlichen Kommunikation hat nun bezüglich der sozialen Daten, mit denen diese Analyse unbedingt zu komplettieren ist, spezifische Schwierigkeiten. Diese sind in gewisser Hinsicht der Ignoranz der kognitiven Gehalte seitens der üblichen Soziologie der wissenschaftlichen Kommunikation komplementär. Den kognitiven Gehalt eines wissenschaftlichen Kommunikationsprozesses in all seinen Verästelungen und zumal in seiner theoriegeschichtlichen Einbettung angemessen beschreiben zu können, ist für sich schon so schwierig, daß es eine respektable Leistung wäre. Eine unerlässliche Erleichterung dieser ohnehin kaum lösbarer Aufgabe ist die, daß man sich nur an historisch abgeschlossene und da-



her philologisch überschaubare Phänomene von Theoriebildungen hält<sup>9</sup>. Das aber bedingt, daß man die üblichen Methoden der Datenerhebung bei der Analyse von Sozialprozessen nur mit starken Einschränkungen praktizieren kann. Teilnehmende Beobachtung ist ausgeschlossen, Intensivinterviews bringen – sollten die empirischen Subjekte des jeweiligen Theoriebildungsprozesses überhaupt noch unter den Lebenden weilen – gewiß nicht sehr zuverlässige Informationen. Was bleibt, ist dann nur das in den gedruckten Texten selber dokumentierte Kommunikationsverhalten, das sich zum Teil aus den Zitiermustern rekonstruieren läßt, dann die Inhaltsanalyse der Texte und Dokumente über die korporative, rechtliche etc. Struktur des untersuchten sozialen Feldes.

Auch muß noch vorweg geklärt werden, welch ein Verhältnis das hier gewählte historische Gegenstandsfeld »Theoriebildung der frühen Frankfurter Schule« hat gegenüber dem theoretischen Kontext, in den es hier eingearbeitet wird. Bezüglich des Verhältnisses von theoretischer Aussage und empirischem Material lassen sich grob drei Modelle differenzieren: 1. Das philosophisch-spekulative, in dem das empirische Material allenfalls als Illustrationspotential spekulativ gewonnener Theorien dient. So definierte einmal die Frau eines Kollegen in schlichter, aber durchschlagender Prägnanz, Philosophie sei die Wissenschaft, die mit *einem* Beispiel auskommt. 2. Das radikale Gegenstück dazu ist die Forschungslogik der Philologie oder der sozialwissenschaftlicher »case-studies«, die in Richtung auf eine Minimalisierung theoretisch-allgemeiner Aussagen die Eigenstruktur eines individuellen Phänomenbereichs aufzuschlüsseln versuchen. 3. Vielleicht gibt es ein drittes, wenn auch schwer praktikables Modell, an dem ich mich hier approximativ orientiere: Aus dem intensiven Studium eines Gegenstandsfeldes eine thetisch-theoretische Aussage zu entwickeln, die über den Kontext hinausreicht, in dem sie entwickelt wurde. Idealtypisch repräsentiert ist dieser Versuch einer optimalen Affinierung von Methode und Gegenstand in dem Theoriebildungstypus der Psychoanalyse, die von »Fällen« aus theoretisch generalisiert<sup>9a</sup>.

Der empirische Gegenstand des vorliegenden Versuchs einer empirisch-kognitiven Soziologie der wissenschaftlichen Kommunikation ist die Theoriebildung des Frankfurter Instituts für Sozialforschung unter der Leitung Max Horkheimers, nach 1930. Die These ist die, daß die signifikante Rollendifferenzierung innerhalb des Mitarbeiterkreises des Frankfurter Instituts zustande kam, stabilisiert und vielleicht gar gerechtfertigt wurde<sup>10</sup> durch die sie einigende theoretische Plattform, d. i. eine dialektische Kritik der fachwissenschaftlichen Erkenntnis und dem darauf aufbauenden Programm einer interdisziplinären, besser eigentlich: überdisziplinären Sozialforschung. Eine kurze Skizze des folgenden vorweg: Das globale Programm des Frankfurter Instituts nach Horkheimers Direktoratsantritt war das einer interdisziplinären Sozialforschung, in der Philosophie die Rolle eines problemsensitiven, integrierenden Mediums der disziplinär zersplitterten Einzelwissenschaften übernehmen sollte. Das Programm war gewonnen aus einer dialektischen, an Hegels »Philosophie der Geschichte« und Marx' »Kapital« angelehnten Kritik des Verhältnisses von Einzelwissenschaft und Philosophie. Dialektische Kritik der Einzelwissenschaft fordert zunächst deren Anspruchsbegrenzung; einzelwissenschaftliche Analyse – so Horkheimer – sei (noch) nicht Erkenntnis, sondern zerstückle nur die Erkenntnisobjekte nach Maßgabe von

Fächergrenzen. Der Kern der »dialektischen Methode« besteht in dem Überschreiten der einzelwissenschaftlichen Analyse. Sie beginnt zwar mit den analytischen und datenhaften Vorgaben der Einzelwissenschaften, organisiert diese dann aber in einem Verfahren, das Marx »Darstellung« nannte – im Unterschied zu einzelwissenschaftlicher »Forschung« – derart, daß eine Rekonstruktion des konkreten, historisch prozessierenden Phänomenbereichs zustande kommt.

Horkheimers interdisziplinäres Programm war gewonnen aus einer Insistenz auf dieser Differenzierung von »Forschung« und »Darstellung«. Diese Differenzierung bewirkte nun – und das ist die hier verfolgte These – innerhalb des Mitarbeiterkreises eine Rollendifferenzierung eben nach jenem Prinzip des Unterschieds von einzelwissenschaftlicher »Forschung« und einer deren Resultate lenkenden und synthetisierenden »Darstellung«. Dieses ist die Rolle, die Horkheimer für sich beanspruchte, während die anderen Mitarbeiter – daran gemessen – theoretisch und praktisch Subalternes zu leisten hatten: Leo Löwenthal war der Literaturspezialist und Editionsmanager des Instituts, Friedrich Pollock war Nationalökonom und Fachmann für Administrationsfragen, Erich Fromm war Psychoanalytiker, Theodor W. Adorno (noch) primär reiner Musikästhetiker und Herbert Marcuse Fachmann für fachphilosophische Fragestellungen.

## II

1. Anlässlich seines Antritts des Direktorats des bereits 1924 gegründeten Frankfurter Instituts für Sozialforschung im Juni des Jahres 1931 hielt Horkheimer die Rede »Die gegenwärtige Lage der Sozialphilosophie und die Aufgaben eines Instituts für Sozialforschung«<sup>11</sup>. Darin stellt Horkheimer das wissenschaftliche Programm des von ihm von da an geleiteten Instituts in den Rahmen einer Kritik der zu seiner Zeit einflussreichen Sozialphilosophien. Nach einer recht panoramhaften Übersicht über die Sozialphilosophie des Neukantianismus, die Othmar Spann, Max Scheler, Nikolai Hartmanns etc. glaubt Horkheimer pauschal feststellen zu können, daß allen zitierten bisherigen Sozialphilosophien ein zentraler Mangel anhafte, nämlich der ihrer bloßen Thesenhaftigkeit, Bekenntnishaftigkeit, d. i. unzulänglichen methodisch-wissenschaftlichen Fundierung. Dazu Horkheimer:

»Nun, eben in dieser Verlegenheit der Sozialphilosophie, von ihrem Gegenstand, dem Kulturleben der Menschen bloß weltanschaulich, thesenhaft, bekenntnishaft zu reden und zwischen den Soziallehren von Auguste Comte, Karl Marx, Max Weber und Max Scheler eher den Unterschied von Glaubensakten als von wahren, falschen oder vorerst noch problematischen Theorien zu machen, in dieser Verlegenheit sehen wir den Mangel, der überwunden werden muß.« (1972: 39)

Dagegen hält Horkheimer vergleichend die wissenschaftshistorische Situation der Physik und der sich an ihrem Paradigma orientierenden Naturwissenschaften. Trotz der Präsenz unterschiedlicher theoretischer Konzepte neige sie nicht dazu, unvereinbare, bloß durch Bekenntnisse abgestützte Wirklichkeitsbegriffe auszubilden. Denn »hier bildet die konkrete Forschungsarbeit am Gegenstand das Korrektiv« (1972: 39). Dem

darán knüpfbaren Einwand, daß diesem Doppelpostulat von theoretischer Spekulation einerseits und empirischer Detailarbeit andererseits in der Sozialforschung die Arbeitsteilung von Sozialphilosophie (oder theoretischer Soziologie) und materialer, empirisch verfahrenender Teilsoziologie ja schon entspricht, begegnet *Horkheimer* mit dem Argument, daß dieser schon praktizierten Arbeitsteilung eine theoretisch unzulängliche Verhältnisbestimmung von Fachsoziologie und Sozialphilosophie zugrunde liege:

»Das Verhältnis zwischen philosophischen und entsprechenden einzelwissenschaftlichen Disziplinen darf nicht in dem Sinne gefaßt werden, als ob die Philosophie die entscheidenden Probleme behandle und dabei von Erfahrungswissenschaft unangreifbare Theorien, eigene Wirklichkeitsbegriffe, die Totalität umspannende Systeme konstruiere, während im Gegensatz dazu die Tatsachenforschung ihre langen, langweiligen, sich in tausend Einzelfragen aufsplittenden Einzelerhebungen anstelle, um schließlich im Chaos des Spezialistentums zu enden.« (1973: 40)

Diese generelle Skizze der Situation der Soziologie ist wohl noch nach wie vor weitgehend aktuell. Nach wie vor ist diese gekennzeichnet durch ein vielfach unverbundenenes Nebeneinander von einer um Operationalisierungs- und Verifikationschancen unbekümmerten Spekulation und einem zuweilen überpartikularen, theorieblinden, fachwissenschaftlich bornierten Empirismus. Angesichts einer solchen Situation plädiert *Horkheimer* für eine »fortwährende dialektische Durchdringung und Entwicklung von philosophischer Theorie und einzelwissenschaftlicher Praxis« (1973: 40). Dieses Plädoyer findet Niederschlag in den folgenden Sätzen, die die disziplinübergreifenden Interessen, Themen und Orientierungen des Frankfurter Instituts unter *Horkheimers* Leitung programmatisch umreißen:

»Vielmehr kommt es heute darauf an, und ich stehe mit dieser Ansicht gewiß nicht allein, auf Grund aktueller philosophischer Fragestellungen Untersuchungen zu organisieren, zu denen Philosophen, Soziologen, Nationalökonom, Historiker, Psychologen in dauernder Arbeitsgemeinschaft sich vereinigen und das gemeinsam tun, was auf anderen Gebieten im Laboratorium einer allein tun kann, was alle echten Forscher immer getan haben: nämlich ihre aufs Große zielenden Fragen an Hand der feinsten wissenschaftlichen Methoden zu verfolgen, die Fragen im Verlauf der Arbeit am Gegenstand umzuformen, zu präzisieren, neue Methoden zu ersinnen und doch das Allgemeine nicht aus den Augen zu verlieren.« (1973: 40)

Jenes unvermittelte Nebeneinander von philosophischer Spekulation und theorieblinder empiristischer Detailarbeit, auf das *Horkheimer* in seiner Antrittsrede eingeht, ist aber nicht nur symptomatisch für die Lage der Sozialforschung in der ausgehenden Weimarer Republik. Diese ist vielmehr nur ein Sonderfall der generellen zeitgenössischen Dissoziation von Philosophie und Einzelwissenschaften. Das beweist sich für *Horkheimer* sowohl an der Gestalt der Philosophie der 20er und 30er Jahre als auch an der Gestalt der Einzelwissenschaften bzw. deren theoretische Rechtfertigung. In der Tat ist – bezüglich des Verhältnisses von Philosophie und Einzelwissenschaften – die damalige theoriegeschichtliche Situation gekennzeichnet durch zwei extreme, nahe zu komplementäre Positionen: Die eine besteht in der philosophischen Diskreditierung der wissenschaftlichen Erkenntnis überhaupt seitens der Lebensphilosophie, des romantischen Spiritualismus, der materialen und existenzialen Phänomenologie.

Diese Version von Philosophie hegte eine Wissenschaftsfeindlichkeit, die, vermittelt durch die Schriften von *Martin Heidegger*, bis in die Zeit der Bundesrepublik nachwirkte. Die dieser Position extrem entgegengesetzte ist die des Empirismus und Neopositivismus, der die präzise Gestalt der einzelwissenschaftlichen Erkenntnis als einzige Wahrheitsquelle zugelassen wissen will. Dies, was sich in den theoretischen Reflexionen des Neopositivismus als Postulat niederschlug – die theoretische Hypostasierung der fachwissenschaftlichen Erkenntnis –, widerfuhr dem Kreis um das Frankfurter Institut in der Emigration praktisch, und zwar in der Konfrontation mit der nahezu ausschließlich empirisch-analytisch ausgerichteten amerikanischen Sozialforschung. Mit der Kritik dieser praktizierten Hypostasierung der einzelwissenschaftlich zersplitterten empiristischen Erkenntnis waren sie gleichwohl relativ zurückhaltend<sup>12</sup>. Abgesehen von häufigen, allgemeinen, unspezifischen Diskreditierungsformeln wie »bürgerlicher Wissenschaftsbetrieb« findet sich in der »Zeitschrift für Sozialforschung« direkt dazu nur der Aufsatz des amerikanischen Soziologen *Charles A. Beard*, der offensichtlich völlig im Sinn der deutschen Emigranten geschrieben ist. In »The Social Sciences in the United States« (ZfSf 4, 1935) bezeichnet *Beard* das Desiderat einer theoretischen Synthese der empirisch bereits geleisteten Detailarbeit geradezu als das Kernproblem der amerikanischen Sozialforschung:

»For the moment American scholarship runs in its historical course. Its statistical and factual studies have produced materials and work of immense value to future thought and use . . . But efforts of American scholars to bring to pass a social synthesis by the application of the empirical methods have come to a dead end . . .« (1935: 64)

In einer Kritik der vom Präsidenten der USA *Hoover* 1932 selbst initiierten, in Aufwand und Absicht gigantischen sozialwissenschaftlichen Standortbestimmung der nordamerikanischen Gesellschaft, dem Report über »Recent Social Trends in USA« bemerkt *Julian Gumperz* in der Zeitschrift für Sozialforschung Nr. 3, 1933, daß die Unfähigkeit der amerikanischen Sozialforschung zu einer theoretisch-interpretativen Synthese des gesammelten empirisch-statistischen Materials in Richtung auf eine realitätsadäquate »Darstellung« der empirischen Forschungsergebnisse gerade angesichts der Intention, gesamtgesellschaftliche Analyse zu leisten, peinlich auf den Begriff bringt:

»Der Bericht jedoch reißt die amerikanische Gesellschaft aus der geschichtlichen Bewegung und Umwelt, aus dem heraus sie allein verständlich wird, heraus und ersetzt die geschichtlich gerichtete Bewegung durch ein Nebeneinander von statistischen Größenbeziehungen . . . Indem der soziologische Begriff des Trend die qualitativen Bestimmungen in einem homogenen Meer von Größenbeziehungen untergehen läßt, löst er tendenziell Soziologie in Statistik auf . . . (228) . . . Es erweist sich hierbei wieder, daß die qualitative Analyse nicht durch die rein quantitative zu ersetzen ist . . .« (1933: 225)

Dies nur als Dokument des Eindrucks, den der Kreis der Emigranten um *Horkheimer* von der amerikanischen Sozialforschung hatte, deren theorieblinder Empirismus mit der Philosophielastigkeit der deutschen Soziologie der Weimarer Republik prägnant kontrastierte. Festhalten läßt sich nun, daß die nach der Emigration erfolgte Kenntnis der amerikanischen Sozialforschung, die das radikale Gegenstück zur Wissenschafts-



feindlichkeit der deutschen Lebensphilosophie darstellte, nur den Eindruck der Notwendigkeit der in *Horkheimers* Antrittsrede 1931 angesprochenen Neubestimmung des Verhältnisses von Philosophie und Einzelwissenschaft, theoretischer Synthese und empirischer Detailarbeit verstärkte. Diese Bekanntschaft mit der amerikanischen Sozialforschung setzte also noch einen Akzent auf das schon zuvor ausgesprochene Postulat nach einer »dialektischen Durchdringung und Entwicklung von philosophischer Theorie und einzelwissenschaftlicher Praxis« (1972: 40).

2. Dieses in dem Projekt einer interdisziplinär angelegten Sozialforschung dann praktizierte Konzept einer Synthese von philosophischer Theorie und einzelwissenschaftlicher Praxis ging – wie der von mir aus Plausibilitätsgründen gewählte modische Begriff »interdisziplinär« eher verdeckt – aus einer Rekonstruktion von Intentionen *Hegelscher* und *Marxscher* Dialektik hervor. In »Zum Rationalismusstreit in der gegenwärtigen Philosophie« (ZfSf 3, 1934) erinnert *Horkheimer* an die im Kontext *Hegelscher Kant-Kritik* entwickelte »dialektische Methode«, die »der Inbegriff aller intellektuellen Mittel ist, um die vom trennenden Verstand gewonnenen abstrakten Momente für das Bild des lebendigen Gegenstands fruchtbar zu machen« (1934: 20).

»Dialektik« als erkenntnis- und wissenschaftsmethodisches Prinzip spielt bei *Hegel* primär eine Rolle in jenen Wissenschaften, deren Gegenstände die spekulative Identität von betrachtendem Subjekt und wissenschaftlichem Gegenstand von sich aus noch nicht mitbringen; diese muß vielmehr vom spekulierenden Subjekt erst hergestellt werden. Das ist für *Hegel* der Fall zumal in der »Philosophie der Geschichte«, deren Gegenstand mindestens durch die narrative Arbeit des Historiographen und dann durch die synthetisierende des Geschichtsphilosophen »auf den Begriff gebracht« werden muß. *Hegel*:

»Die Empirie präpariert den empirischen Stoff für den dialektischen Begriff, damit dieser ihn so recht aufnehmen kann. Der Gang der Entstehung der Wissenschaft ist verschieden von ihrem Gang in sich, wenn sie fertig, wie der Gang der Geschichte der Philosophie und der Gang der Philosophie... Die Ausbildung der empirischen Seite ist... wesentliche Bedingung der Idee gewesen, damit sie zu ihrer Entwicklung, Bestimmung kommen könne.« (1959: 284)

Da auf die entscheidende, gerade forschungslogische Differenz von idealistischer und materialistischer Dialektik ohnehin gleich eingegangen werden wird, sei die in der Struktur analoge Passage von *Marx* im Nachwort zur 2. Auflage des »Kapital« gleich mitzitiert:

»Die Forschung hat den Stoff sich im Detail anzueignen, seine verschiedenen Entwicklungsformen zu analysieren und deren inneres Band aufzuspüren. Erst nachdem diese Arbeit vollbracht ist, kann die wirkliche Bewegung entsprechend dargestellt werden... Gelingt dies und spiegelt sich nun das Leben des Stoffes ideell wider, so mag es aussehen, als habe man es mit einer Konstruktion a priori zu tun.« (Kapital I, S. 17)

Die Differenz der Methode idealistischer und materialistischer Dialektik liegt nun im folgenden: Für *Hegel* war der Erkenntnisakt abgeschlossen, wenn der spekulierende Wissenschaftler »den empirischen Stoff« mit dem Begriff so »präpariert hat«, daß er schließlich der Idee gemäß ist, »damit sie zu ihrer Entwicklung, Bestimmung kommen könne« (a.a.O.). Die materialistische Dialektik jedoch definiert sich gerade in Abset-

zung von dieser Abgeschlossenheit der idealistischen Dialektik. Für den Prozeß der »Darstellung« der einzelwissenschaftlichen Resultate der »Forschung« heißt das nun, daß die Prinzipien der dialektischen Konstruktion immer auch korrigierbar, veränderbar seien müssen an Hand der im Vollzug der »Darstellung« verarbeiteten, empirisch erhärteten »Forschungsergebnisse«. Dialektische Konstruktion einzelwissenschaftlicher Resultate muß sich immer auch messen lassen am Stand der Einzelwissenschaften.

*Hegels* kritisch gegen *Kant* gemünzte Formulierung vom »trennenden Verstand« liest *Horkheimer* konsequent als eine metaphorisch formulierte Aufforderung an die Einzelwissenschaft zur freiwilligen Kompetenzbegrenzung:

»Die Einzelwissenschaften liefern nur die Elemente zur theoretischen Konstruktion des geschichtlichen Ablaufs... Die Begriffsbildungen der Physik, die Definitionen von Lebensvorgängen in der Biologie, die allgemeine Beschreibung einer Triebregung, die Darstellung des typischen Inflationsmechanismus oder der Kapitalakkumulation und anderer Ergebnisse der einzelnen Wissenschaften (bilden) nicht schon die Darstellung menschlichen Geschehens in der toten und lebendigen Natur, sondern bloß ihre Voraussetzung.« (1934: 22)

Ein zentrales Charakteristikum materialistisch-dialektischer Methode besteht darin, daß sie die klassische philosophische Entgegensetzung von Begriffsrealismus und Nominalismus aufhebt, die Entgegensetzung jener Positionen, daß Begriffe einen geradezu materialen Realitätsgehalt besäßen (Begriffsrealismus) oder daß sie bloße Namen, bloßes Etikett eines Realitätsausschnittes seien (Nominalismus). Materialistische Dialektik hält auf der einen Seite fest, daß Begriffe und Kategorien nur momenthafte Fixationen eines historisch fluktuierenden Zusammenhangs und insofern in der Tat bloße Namen sind für die Realität, auf die sie sich beziehen. Auf der anderen Seite sind sie jedoch immer auch Elemente eines *kategorial-funktionalen* Zusammenhangs und haben als Element eines kohärenten und korrekturoffenen kategorialen Funktionszusammenhangs tendenziell die Chance, die Struktur eines interdependenten und historisch prozessierenden Realitätszusammenhangs angemessen abzubilden. Und in diesem Sinne löst materialistische Dialektik auf einer freilich abstrakteren Ebene den Anspruch des klassischen philosophischen Begriffsrealismus ein.

Für die Praxis der Forschung heißt das nun, daß die empiristisch verfahrenende Fach- und Einzelwissenschaft ganz entgegen ihrer Ideologie gerade nicht optimal dazu angelegt ist, die Struktur der Realität angemessen abzubilden. Gerade ihre Ergebnisse sind »abstrakt«, im alltagsprachlichen *und* philosophischen Sprachgebrauch dieses Begriffs. Gerade ihre Begriffe und Kategorien sind bloß nominalistische ohne deskriptiven und explanatorischen Wert. Gerade sie präsentiert das disziplinär zersplitterte Kaleidoskop einzelwissenschaftlicher Forschungsergebnisse, die allenfalls additiv, also theorielos synthetisierbar sind als scheinbar verlässliches und handlungsorientierendes Abbild der Realität.

Ein theoretisches Unternehmen jedoch wie das einer »materialistischen Dialektik«, das an die analytischen Vorgaben der Fachwissenschaften ausdrücklich anknüpft und diese dann schrittweise und methodisch kontrolliert zu einem kohärenten und korrekturoffenen kategorialen Funktionszusammenhang komponiert, hat gewiß eher die Chance, die Struktur einer historisch prozessierenden Realität angemessen abzubilden. Sie überwindet sukzessive auch die Abstraktheit jener analytischen einzelwissenschaft-

lichen Vorgaben und verleiht ihnen so den Darstellungswert, den sie von sich aus und bei ihrem bloß additiven Arrangement nicht hätten. Paradigma einer so verfahrenen Methodologie ist für *Horkheimer Marx'* Methode im Kapital. Dazu *Horkheimer*:

»Indem ein Begriff in der dialektischen Konstruktion eines Geschehens eine bestimmte Rolle spielt, wird er zum unselbständigen Moment eines gedanklichen Ganzen, das andere Eigenschaften hat als die Summe aller in es aufgenommenen Begriffe; dieses Ganze, die Konstruktion des bestimmten Gegenstands, kann freilich nur dann in einer der jeweiligen Erkenntnis angemessenen Weise zustande kommen, wenn die Begriffe in dem Sinn in dieses aufgenommen sind, der ihnen in den Systemen der Einzelwissenschaften, in den systematischen Inventaren wissenschaftlich fundierter Definitionen zukommt – soweit es sich überhaupt um Begriffe handelt, für welche Fachwissenschaften zuständig sind. Im »Kapital« führt Marx die Grundbegriffe der klassischen englischen Nationalökonomie: Tauschwert, Preis, Arbeitszeit usw., nach ihren exakten Bestimmungen ein. Alle auf Grund der wissenschaftlichen Erfahrung damals fortgeschrittensten Definitionen werden herangezogen. Im Zusammenhang der Darstellung gewinnen jedoch diese Kategorien neue Funktionen, sie tragen zu einem theoretischen Ganzen bei, dessen Charakter den statischen Anschauungen, innerhalb deren sie entstanden sind, und vor allem ihrer unkritischen isolierten Anwendung widerspricht. Das Ganze der materialistischen Ökonomik ist dem System der klassischen entgegengesetzt, und doch sind ihre einzelnen Begriffe übernommen. Die dialektischen Bewegungsformen des Denkens erweisen sich als dieselben wie diejenigen der Wirklichkeit. Wie ein Wasserstoffatom isoliert betrachtet seine bestimmten Eigenschaften hat, in der molekularen Verbindung mit anderen Elementen neue Qualitäten gewinnt, um die alten wieder aufzuweisen, sobald es aus der Verbindung losgerissen wird, so sind auch die Begriffe zu handhaben, sie behalten einzeln betrachtet ihre Definitionen und werden im Zusammenhang zu Momenten neuerer Sinneinheiten. In der »Flüssigkeit« der Begriffe spiegelt sich die Bewegung der Realität.« (1935: 355 f.)

*Alfred Schmidt* betont <sup>13</sup>, daß *Horkheimer* (wie ich annehme: beraten von seinem in der *Marx*-Philologie sehr versierten Institutskollegen *Henryk Grossmann* <sup>14</sup>) einer der ersten war, der das Prinzip der Differenzierung von »Forschung« und »Darstellung« als Aufbauprinzip des »Kapital« richtig einzuschätzen wußte. Erst in der jüngsten Zeit wurde das methodisch auf der Differenzierung von »Forschung« und »Darstellung« fußende »dialektische« Verfahren aus dessen Vollzug selber rekonstruiert <sup>15</sup>.

Gerade weil die vorliegende Arbeit auf Grund des Rahmens, in den sie sich gestellt hat, die wissenschaftspragmatische Seite von »Dialektik« stark betont und »Dialektik« so letztlich unter der Hand fast zu einer Propädeutik interdisziplinärer Sozialforschung gerät, muß abschließend festgehalten werden: Ein theoretisches Unterfangen wie das einer »materialistischen Dialektik« ist auf Grund des Umfangs ihres Gegenstandes (der Gesellschaft als einer historisch prozessierenden Totalität!) und den sich daraus ergebenden Relevanzen ihrer Fragestellungen und Forschungsergebnisse und ihrer fachübergreifenden Methodik gewiß mehr als ein insulär akademisches Unternehmen. Gerade deshalb sollte die hier in die Welt gesetzte Konnotation von »Dialektik« und »interdisziplinärer Sozialforschung« nicht überstrapaziert werden. Als »Theorie der Gesellschaft« sprengt »Dialektik« den akademischen Rahmen. Tendenziell hätte sie so die Chance, progressives Element im Orientierungshorizont der Gesellschaft zu sein, die sie zu begreifen versucht.

Auf die Frage nach dem detaillierten »Wie« der dialektischen Konstruktion, der »Darstellung« der fachwissenschaftlichen Resultate der »Forschung« hat *Horkheimer*

präzise Antworten parat. Gelegentlich erinnert er in diesem Zusammenhang an das alte, wohl aristotelische Argument, daß der Historiograph über die bloße Kenntnis der Ereignisse hinaus der poetischen Imagination und der dichterischen Phantasie bedürftig, Kompetenzen also, die sich der wissenschaftlich-methodischen Selbstkontrolle entziehen. Auf die Frage nach dem »Wie« der dialektischen Konstruktion hat *Horkheimer* aber eine Antwort gegeben, die sich in den Texten nicht prägnant ausgeprägt hat: Die Idee nämlich, einen mit vorzüglichen Ressourcen ausgestatteten Forschungsapparat wie den des Frankfurter Instituts für Sozialforschung in den Dienst einer wissenschaftlichen Unternehmung zu nehmen, der jene Ebenentrennung von »Forschung« und »Darstellung« als organisatorische Maxime zugrunde gelegt hat.

### III

Nun die Hypothese, um deren Verifikation es im folgenden geht. In einer gewiß thesenhaft idealisierenden und systematisierenden Retrospektive sah das organisatorische Grundprinzip des Frankfurter Instituts unter *Horkheimers* Leitung 1930 ff. wie folgt aus: Die für die »dialektische Methode« typische Differenzierung von »Forschung« und »Darstellung« wurde organisatorisch praktiziert. »Forschung« und »Darstellung« waren Funktionen, die jeweils als Inhalte für Rollen definiert wurden. Dabei waren die Rollen »Forschung« einerseits und »Darstellung« andererseits wie folgt aufeinander bezogen: Die Inhaber der Rollen »Darstellung« haben in bezug auf die Inhaber der Rolle »Forschung« die Funktion der

- Problemvorgabe,
- der Spezifikation,
- und
- Differenzierung der ursprünglichen Problemstellung an Hand der empirisch-fachwissenschaftlichen Kontrolle,
- der endgültigen Formulierung des Resultats,
- der Außendarstellung.

Die Inhaber der Rollen »Forschung« haben in bezug auf die Inhaber der Rollen »Darstellung« die Funktion der

- empirischen Spezifikation der vorgegebenen Problemstellung,
- der Vorgabe empirischer Daten zur Interpretation,
- der empirischen Kontrolle der abstrahierenden »Darstellung«,
- und eventuell
- die Rückübersetzung des endgültigen Resultats in technologische oder sozialtechnische Handlungsanweisungen.

Da die Inhaber der Rollen »Darstellung« die Schlüsselfunktion wie Problemvorgabe, Dateninterpretation, Resultatformulierung und Außendarstellung haben, ist eine kollegialische oder egalitäre Organisation von »Forschung« und »Darstellung« unwahrscheinlich. Die Rolle »Darstellung« ist eine typische Führungsrolle.

Im besonderen Fall des hier untersuchten Frankfurter Instituts war es in der Tat so, daß *Horkheimer* allein die Rolle »Darstellung« für sich beanspruchte, während seine Mitarbeiter Inhaber der Rollen »Forschung« waren. Das soll jetzt in fünf Stufen belegt werden:

1. durch den Nachweis, daß sich die Organisationsstruktur des Instituts in dem Verhältnis der Texte der »Zeitschrift für Sozialforschung« zueinander selbst ausgeprägt hat,
2. durch eine Zitationsanalyse,
3. durch eine Analyse der Rolle »Außendarstellung«,
4. durch eine Untersuchung der interaktiven Struktur und
5. eine Analyse der institutionell-rechtlichen Struktur des Instituts.

1. Als *Walter Benjamin* 1938 den Kreis um das »Frankfurter Institut für Sozialforschung« den Lesern der konservativen, in der Schweiz erscheinenden Zeitschrift »Maß und Wert« vorstellte, schrieb er:

»Die Gruppe, von der hier die Rede ist, hat sich in der Deutschen Republik um das Frankfurter Institut für Sozialforschung zusammengefunden. Man kann nicht sagen, daß sie von *Flaus* aus eine Fachschaft gebildet hätte. Der Leiter des Instituts *Max Horkheimer* ist ein Philosoph, ein Ökonom, *Friedrich Pollock*, sein nächster Mitarbeiter. Neben ihm stehen als Psychoanalytiker *Fromm*, als Volkswirt *Grossmann*, als Philosoph *Rottweiler* (d. i. *Adorno*, H. D.), der letztere zugleich als Musikästhetiker, als Literaturhistoriker *Löwenthal* und einige andere. Der Gedanke, in dem sich diese Gruppierung vollzogen hatte, ist daß die Lehre von der Gesellschaft sich heute nur in engstem Zusammenhang mit einer Reihe von Disziplinen, vor allem mit Nationalökonomie, Psychologie, Geschichte und Philosophie entwickeln kann.« (1938: 19)

Das Faktum, daß die Ausformulierung der kritischen Theorie ein arbeitsteiliger, gruppenhafter Prozeß gewesen ist, wird durch die einseitige Fixierung des Lebenswerks von *Adorno* und *Horkheimer* an diese Theorie oft überdeckt. Der neuerliche Reprint der »Zeitschrift für Sozialforschung« mag diesen Eindruck korrigieren. Sollte diese Theorie trotz des politischen Windschattens, in dem sie sich gegenwärtig befindet und trotz des an ihr noch nicht so recht erwachten theoriegeschichtlichen Interesses eines Tages doch wieder einige Aufmerksamkeit finden, hätte sich die Reinterpretation ihrer Texte zunächst daran zu orientieren, daß sie Elemente eines breit angelegten arbeitsteiligen wissenschaftlichen Unternehmens gewesen sind.

Indes – im vorliegenden Rahmen kann eine Reinterpretation der Texte unter diesem Gesichtspunkt ihrer Interdependenz allenfalls im größten Umriß versucht werden. Mit größtem Umriß ist gemeint: Die ersten Nummern der »Zeitschrift für Sozialforschung« offenbaren eine bestimmte Interdependenzstruktur ihrer Texte, die mit der Organisationsstruktur des Instituts, deren hervorstechendstes Merkmal die gerade auch theoretisch relevante exponierte Stellung des Direktors *Max Horkheimer* ist, erstaunlich kongruiert. Das ist freilich in den späteren Nummern der Zeitschrift (etwa ab 1936) kaum noch nachzuweisen; von da an wurde das Institut auch von einem dreiköpfigen Direktorium geleitet. Bevor jedoch auf den Niederschlag von *Horkheimers* exponierter Stellung in der Interdependenzstruktur der Texte selber eingegangen wird,

sollen die Mitglieder des Kreises noch etwas ausführlicher als im *Walter Benjamin*-Zitat geschehen, vorgestellt werden:

(a) *Friedrich Pollock* war der Nationalökonom und zugleich der Fachmann für Administrationsfragen im Institut. *Pollock* war Spezialist für Planwirtschaftsprobleme. Er repräsentiert einen heute selten gewordenen Typus von Nationalökonomie, eine Nationalökonomie, die sich zwar global politisch in den Rahmen von marxistischen Orientierungen stellt, die sich aber gleichwohl methodisch an den Standards der s. g. »bürgerlichen« Nationalökonomie orientiert. Im Kreis einflußreich waren weniger die umfangreichen Planwirtschaftsforschungen, mit denen er in der Weimarer Republik berühmt geworden ist, als seine krisentheoretischen Arbeiten, die alle um das Phänomen des Spätliberalismus kreisen. *Pollock* vorformulierte sozusagen den ökonomischen Gehalt dessen, was später die politökonomische Interpretation des Faschismus seitens *Horkheimers*, *Marcuses* und *Franz Neumanns* ausmachte.

(b) *Leo Löwenthal* war der Literaturwissenschaftler und zugleich der Spezialist für Editionsfragen im Institut. *Horkheimers* in den »Anfängen der bürgerlichen Geschichtsphilosophie« theoretisch vorgegebenes Programm von Ideologiekritik erprobte *Löwenthal* am literaturgeschichtlichen Material. Während seine frühen Arbeiten, die in der »Zeitschrift für Sozialforschung« zum großen Teil veröffentlicht sind, stark ideologiekritischen Charakter haben, sind seine späteren Arbeiten eher der Literatursoziologie zuzuordnen. *Löwenthals* literaturtheoretische Texte lassen sich freilich wenig vergleichen mit denen

(c) *Walter Benjamins*, der lokal und theoretisch eine Randfigur des Kreises geblieben ist. Er war nie Mitglied des Instituts, er ist auch nicht mit in die USA emigriert. Sein Einfluß in dem Kreis beschränkte sich auf *Adorno*.

(d) *Erich Fromm* war neben seiner Tätigkeit im Institut für Sozialforschung zugleich Lektor am Psychoanalytischen Institut in Frankfurt. Kennern der Verhältnisentwicklung von Psychoanalyse und Marxismus sind seine in der Zeitschrift gedruckten Versuche einer materialistischen und »analytischen« Sozialpsychologie bekannt, sowie der sozialpsychologische Teil von »Autorität und Familie«. Diese Versuche einer materialistischen Sozialpsychologie, die als zentraler Bestandteil der Gesellschaftstheorie des Frankfurter Kreises geplant waren, sind freilich über Ansätze in den ersten Nummern der Zeitschrift nicht hinausgekommen. Auf die Rezeption der Psychoanalyse von *Adorno* und *Marcuse* hat *Fromm* wenig Einfluß gehabt.

(e) *Herbert Marcuse*, der nach einem theoretisch und politisch motivierten Zerwürfnis mit seinem Lehrer *Martin Heidegger* 1933 zum Frankfurter Institut stieß, war Philosoph wie *Horkheimer*. *Marcuse* war der bei weitem produktivste Rezensent des Kreises. Daß das die ihm zugewiesene Funktion war, ist wahrscheinlich. Der Philosoph *Marcuse* war im Unterschied zum Philosophen *Max Horkheimer* der Spezialist für fachphilosophische Probleme. All seine in der Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze haben stark fachphilosophischen Zuschnitt, mit einer Ausnahme: »Der Kampf gegen den Liberalismus in der totalitären Staatsauffassung.« (ZfSF 3, 1934) Darin ergänzt er *Pollocks* ökonomische Analyse des »Spätliberalismus« durch eine ideologiekritische. Der Aufsatz bietet eine kritische Bestandsaufnahme zentraler Thesen der akademischen



Wegbereiter des deutschen Faschismus, als da sind: *Spengler, Sombart, Scheler, der George-Kreis*, und insbesondere *Carl Schmitt*. Dieser Aufsatz ist in den späteren, dem Problemkomplex Faschismus und Spätliberalismus gewidmeten Texten immer wieder zitiert worden.

(f) *Theodor W. Adorno* hatte Philosophie, Musik, Psychologie und Soziologie studiert. Nach der Promotion bei *Cornelius* war er Kompositionsschüler bei *Alban Berg* in Wien. Eine nicht eingereichte, jüngst wieder gedruckte Habilitationsschrift beweist schon früh detaillierte Kenntnisse der psychoanalytischen Theorie. Andere Publikationen belegen, daß *Adorno* schon um 1930 neben seinen ausgedehnten Kenntnissen in der philosophischen, musiktheoretischen und psychoanalytischen Theorie auch die sozialwissenschaftliche Literatur durchaus überschaute. *Adorno* war also von seiner Rezeptionsfähigkeit, Lektürebreite und synthetischem Geschick her gesehen die eigentlich interdisziplinäre Person in dem Kreis um *Horkheimer*. Um so mehr fällt es auf, daß *Adorno* sich – abgesehen von Rezensionen und Beiträgen in den ganz späten Nummern der Zeitschrift – auf musikästhetische Aufsätze beschränkte. Auch dies bestätigt die Annahme, daß alle Mitarbeiter neben *Horkheimer* Fachwissenschaft zu repräsentieren hatten.

Oben war behauptet worden, daß die Interdependenzstruktur der Beiträge der ersten Nummern der »Zeitschrift für Sozialforschung« mit der Organisationsstruktur des Instituts erstaunlich kongruiert. Genauer: daß sich die oben beschriebene Interaktionsstruktur der Rolle »Darstellung« mit der Rolle »Forschung« in dem Verhältnis der Beiträge zueinander identifizieren läßt. Mindestens der Funktionsinhalt der Rolle »Darstellung«: Nämlich »Problemvorgabe« und der Funktionsinhalt der Rolle »Forschung«: »fachwissenschaftliche Spezifikation« ist an dem Beziehungsverhältnis von einem Teil der Beiträge selbst exakt aufweisbar. Dabei will ich mich auf die ZfSf I beschränken, weil die behauptete Struktur in deren Beiträgen prägnant ausgeprägt ist und deshalb auch relativ knapp darzustellen ist.

In seinem in den späten 20er Jahren geschriebenen, 1930 veröffentlichten Buch »Anfänge der bürgerlichen Geschichtsphilosophie« tadelt *Horkheimer*, die frühbürgerlichen Politikphilosophen *Machiavelli* und *Hobbes*, daß als deren Erklärungshintergrund des Geschichtsverlaufs eine als konstant gedachte Menschennatur dient. Diese Anschauung – so *Horkheimer* – sehe davon ab, »daß die psychischen und physischen Elemente, die den Bau der menschlichen Natur bestimmen, in die historische Wirklichkeit einbezogen sind« (1930: 29). Das theoretische Motiv der historischen und sozialen Kontingenz und Dependenz der psychischen Menschennatur ist Thema eines Vortrages vor der Frankfurter Kant-Gesellschaft, der dann auch in der »Zeitschrift für Sozialforschung« abgedruckt wurde: »Geschichte und Psychologie«. Darin nimmt sich *Horkheimer* programmatisch vor, »die Rolle zu kennzeichnen, die der Psychologie im Rahmen einer dem Stand der Sozialwissenschaften angemessenen Geschichtstheorie zukommt« (1932: 125).

Dabei wird im Zusammenhang einer Kritik bürgerlicher Geschichtsphilosophien, beziehungsweise deren Ignoranz genuin psychischer Bedingungsfaktoren, auch der historische Materialismus einer Kritik unterzogen. Dessen Behauptung des ontologischen

Primats der ökonomischen Basis und die These von der einsinnigen Dependenz des Überbaus von der Basis sei durch eine Sozialpsychologie zu komplettieren. Denn:

»Soweit noch nicht erkannt ist, wie strukturelle Veränderungen des wirtschaftlichen Lebens durch die psychische Verfassung, die bei den Mitgliedern der verschiedenen sozialen Gruppen in einem gegebenen Augenblick vorhanden ist, sich in Veränderungen ihrer gesamten Lebensäußerungen umsetzen, enthält die Lehre von der Abhängigkeit dieser von jener dogmatische Elemente, die ihren hypothetischen Wert für die Erklärung der Gegenwart aufs stärkste beeinträchtigen...« (1932: 134)

*Horkheimer* plädiert für eine an die Resultate der politischen Ökonomie anknüpfende Sozialpsychologie, die die psychischen Formen, in denen sich die ökonomischen Zwänge äußern, zum Thema macht:

»Die Psychologie wird daher zu diesen tieferliegenden psychischen Faktoren, mittels deren die Ökonomie die Menschen bestimmt, vorzustoßen haben, sie wird weitgehend Psychologie des Unbewußten sein.« (1932: 135)

In einer Anmerkung dann verweist *Horkheimer* auf *Erich Fromms* Versuch, auf psychoanalytischer Grundlage eine solche Sozialpsychologie auszuarbeiten.

In dem Aufsatz »Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie« geht *Erich Fromm* von der psychoanalytischen Prämisse der Plastizität, d. i. die Wandelbarkeit und Verschiebbarkeit des Sexualtriebes aus. Wider die zeitgenössischen Versuche des *Freud*-Schülers *Wilhelm Reich*, behauptet *Erich Fromm* die Applikabilität dieser von *Freud* auf den Bereich der Personalpsychologie zugeschnittenen Theorie auf Massenphänomene. *Fromms* Versuch einer »konsequenten Anwendung der Methode der analytischen Personalpsychologie auf soziale Phänomene« stellt sich zumindest im Programm in den von *Horkheimer* abgesteckten Rahmen einer psychoanalytischen Verfeinerung politischer Ökonomie:

»Analytische Sozialpsychologie heißt also: Die Triebstruktur, die libidinöse, zum großen Teil unbewußte Haltung einer Gruppe aus ihrer sozialökonomischen Struktur heraus zu verstehen...« (1932: 34) Und: »Die sozialpsychologischen Erscheinungen sind aufzufassen als Prozesse der aktiven und passiven Anpassung des Triebapparats an die sozialökonomische Situation. Der Triebapparat selbst ist – in gewissen Grundlagen – biologisch vorgegeben, aber weitgehend modifizierbar; den ökonomischen Bedingungen kommt die Rolle der primärformenden Faktoren zu. Die Familie ist das wesentliche Medium, durch das die ökonomische Situation ihren formenden Einfluß auf die Psyche des Einzelnen ausübt. Die Sozialpsychologie hat die gemeinsamen – sozial relevanten – seelischen Haltungen und Ideologien – und insbesondere deren unbewußte Wurzeln – aus der Einwirkung der ökonomischen Bedingungen auf die libidinösen Strebungen zu erklären.« (1932: 40)

Dieser theoretische Ansatz hat – wenn er auch im sozialpsychologischen Teil von »Autorität und Familie« breiter ausgeführt wurde – letztlich den Rahmen eines Programms nie überschritten. Gleichwohl bietet er das, was in diesem Rahmen exemplifiziert werden sollte: Die fachwissenschaftliche Spezifikation eines von *Horkheimer* philosophisch vorgegebenen Problems.

Eine vergleichbare Relation von theoretisch-philosophischer Vorgabe und fachwissen-





schaftlicher Spezifikation läßt sich im Verhältnis von *Horkheimers* grundsätzlichen ideologiekritischen Überlegungen zu *Leo Löwenthals* Versuch einer Erprobung eben diese Konzepts am literaturgeschichtlichen Material identifizieren. Kritisch gegen *Karl Mannheims* zeitgenössische Wissenssoziologie hatte *Horkheimer* in den »Anfängen der bürgerlichen Geschichtsphilosophie« und in »Ein neuer Ideologiebegriff« (Grünber; Archiv 1930) betont, daß man sich in der Ideologienlehre nicht mit dem Aufweis der historischen und gesellschaftlichen Dependenz theoretischer Prozesse begnügen dürfe. Einerseits gelte es im Bewußtsein zu behalten, daß historisch prominente theoretische Leistungen immer nur an den Standards der zeitgenössischen Wissenschaft gemessen werden dürfen, und andererseits sei es immer auch unerlässlich, die politisch-sozialen Harmonisierungs- und Stabilisierungsfunktionen, für die Ideologien in Anspruch genommen werden, zu analysieren, also Ideologiekritik zu treiben. *Horkheimer*:

»Die Einsicht in die historische Bedingtheit einer Theorie ist niemals identisch mit dem Beweis, daß sie ideologisch sei. Vielmehr bedarf es hierzu des komplizierten Nachweises ihrer gesellschaftlichen Funktion.« (1930: 74 Anm.)

Dieses Postulat einer Ideologiekritik macht sich *Löwenthal* dann in dem Aufsatz »Zur gesellschaftlichen Lage der Literatur« zu eigen:

»In der gesellschaftlichen Erklärung des Überbaus – nicht etwa in der Gesellschaftstheorie schlechthin – nimmt darum der Begriff der Ideologie eine entscheidende Stelle ein. Denn die Ideologie ist ein Bewußtseinsinhalt, der die Funktion hat, die gesellschaftlichen Gegensätze zu vertuschen und an die Stelle der Erkenntnis der sozialen Antagonismen den Schein der Harmonie zu setzen. Die Aufgabe der Literaturgeschichte ist zu einem großen Teil Ideologienforschung.« (1932: 95)

Dieses Programm einer ideologiekritischen Indienstnahme der Literaturwissenschaft hat *Löwenthal* dann in seinen Texten in der »Zeitschrift für Sozialforschung« entfaltet. Ob er nun in dem Aufsatz über *Conrad Ferdinand Meyer* die Affinität von dessen Werk zur Ideologie der Großagrarien, der industriellen und militärischen Spitze im Wilhelminischen Reich zu explizieren versucht, oder ob er in der Studie über *Dostojewskis* Rezeption im Vorkriegsdeutschland (ZfSf 3) das präfaschistische Potential des *Dostojewski* rezipierenden Kleinbürgertums und der depossidierten Mittelschichten untersucht, immer geht es ihm programmatisch um eine ideologiekritische Analyse der funktionalen Leistung einer im literaturgeschichtlichen Material exemplarisch dokumentierten Ideologie zur politischen Stabilisierung und Harmonisierung von ungerechten Sozialverhältnissen.

Offensichtlich ist, daß lediglich das erste Glied der Interaktionskette der Rolle »Darstellung« einerseits und der Rolle »Forschung« andererseits, nämlich die Verkettung von »Problemvorgabe« und »empirischer Spezifikation« sauber aus den Texten analysierbar ist. Die Zwischenglieder wie »Respezifikation der ursprünglichen Problemfrage« oder der dazu komplementären »fachwissenschaftlichen Kontrolle« lassen sich hingegen in entsprechender interpretatorischer Prägnanz aus der Abfolge der Texte nicht herausheben. Freilich diene – zumindest der Intention nach – der sehr umfangreiche Besprechungsteil der Zeitschrift dazu, gesellschaftstheoretisch verwertbare Resultate der Fachwissenschaften überblickshaft zu erfassen<sup>10</sup>. Dem gleichen Zweck diene

der Abdruck von Forschungs- und Literaturberichten<sup>17</sup> und Aufsätzen mehr dokumentarischen und archivarischen Charakters<sup>18</sup>. Da die Frage nach der Ausgestaltung der Funktion »Außendarstellung« Gegenstand des übernächsten Abschnitts sein wird, bleibt die zentrale Frage nach der Ausfüllung der Funktion »Formulierung der Resultate«. Die Ausfüllung dieser Funktion ist insofern von zentralem Interesse, als in ihr resultataft die dialektische Konstruktion, die synthetisierende Leistung der »Darstellung« der fachwissenschaftlichen Vorgaben dokumentiert zu sein hätte. Wer nun unter dieser Voraussetzung die *Horkheimerschen* Aufsätze in der Zeitschrift liest, wird zunächst gewiß enttäuscht sein. Abgesehen von den wissenschaftstheoretischen und mehr wissenschaftspolitischen »Bemerkungen zu Wissenschaft und Krise« verraten die Aufsätze »Metaphysik und Moral« und »Materialismus und Metaphysik« deutlich die philosophische Herkunft *Max Horkheimers*. Das ist prinzipiell auch nicht anders in dem Aufsatz »Vom Rationalismustreit in der gegenwärtigen Philosophie« (1934), obgleich – durch *Pollock* vermittelt – politökonomische Textelemente aufzutauchen beginnen. Dies – das spürbare Verhaftetsein *Horkheimers* an seine fachphilosophische Herkunft, ist nicht unbedingt ein Kriterium dafür, daß *Horkheimer* die zentrale Funktion der Rolle »Darstellung« (Resultatformulierung) nicht ausgefüllt hat. Sollte einmal programmatisch die theoretische Leistung, die *Marx* unter dem Titel »Darstellung« postulierte, Inhalt einer autonomen Superdisziplin werden, so hätte diese gewiß anzuknüpfen an eine Wissenschaft, die sich je schon durch ihre Integrationskraft gegenüber den Resultaten anderer Wissenschaften ausgezeichnet hatte. Das war zu *Horkheimers* Zeiten und der ihn bestimmenden theoriegeschichtlichen Situation der Weimarer Republik gewiß die Disziplin Philosophie. Die Aufsätze »Egoismus und Freiheitsbewegung« und »Montaigne und die Funktion der Skepsis« sind stark historisch und wissenschaftshistorisch orientiert. In nahezu allen Aufsätzen seit 1934 sind die Passagen, die sich kommentarhaft auf die politische Entwicklung des faschistischen Deutschlands beziehen, durch politökonomische Theorien abgestützt; die wissenschaftstheoretischen und die das Verhältnis von Wissenschaft und Politik betreffenden Erwägungen in »Traditionelle und kritische Theorie« verraten das Bemühen, Wissenschaftsgeschichte und Resultate der Sozialwissenschaften zu integrieren. *Horkheimers* Aufsatz »Die Juden und Europa« schließlich (1938) ist überhaupt wegen seiner philosophiehistorischen, politökonomischen, historiographischen und sozialwissenschaftlichen Elemente kaum irgendeiner akademischen Disziplin bündig zuzuschlagen. Deshalb und weil er sich bemüht, im Medium mehrerer Disziplinen eine Analyse der unmittelbar gegebenen historischen Realität des deutschen Faschismus und Antisemitismus zu bieten, ist dieser Text in gewisser Hinsicht eine modellhafte Einlösung einer zentralen Funktion der Rolle »Darstellung«.

2. *Zitationsanalyse*. In dieser Analyse wurden alle Nummern der »Zeitschrift für Sozialforschung« von 1932–1941 herangezogen. Es wurden nicht alle Autoren, die jemals in der »Zeitschrift« publiziert hatten, erfaßt, sondern nur die, die zum engen Kreis als zugehörig gelten können. Aus den vertikalen Spalten des nachstehenden Diagramms läßt sich ablesen, wer wen wie oft zitiert, aus den horizontalen, wer von wem wie oft zitiert wird:

ZITIERT  
Horkheim. Pollock Löwenth. Fromm Adorno Marcuse Benjamin

<u>Horkheimer</u>	SZ <sub>(13)</sub>	1	3	2	2	17	3	= 20
<u>Pollock</u>	-	SZ <sub>(3)</sub>	-	-	1	1	-	= 2
<u>Löwenthal</u>	-	-	SZ <sub>(1)</sub>	-	1	1	-	= 2
<u>Fromm</u>	4	-	-	SZ <sub>(6)</sub>	-	-	-	= 4
<u>Adorno</u>	-	-	-	-	SZ <sub>(-)</sub>	-	-	= -
<u>Marcuse</u>	4	-	-	-	-	SZ <sub>(3)</sub>	-	= 4
<u>Benjamin</u>	-	-	-	-	1	-	SZ <sub>(1)</sub>	= 1

SZ = Selbstzitat

Zunächst ist es überhaupt erstaunlich, wie niedrig die gegenseitige Zitationsrate ist. Das bestätigt wohl den Eindruck, daß es sich bei der »Frankfurter Schule« eben nicht um ein »invisible college« gehandelt hat<sup>18a</sup>. Eher um ein »visible college«, wo die Interdependenz ihrer Texte nicht post festum durch gegenseitige Zitation signalisiert werden mußte, weil sie ja schon vor ihrer Publikation und endgültigen Redaktion kollektiv geplant und aufeinander abgestimmt worden waren. Außerdem muß bei der Auswertung der Analyse in Rechnung gestellt werden, wie unterschiedlich die »Zitationsfreudigkeit« der Autoren ist. Während *Marcuse* z. B. in den Beiträgen in der Zeitschrift relativ häufig zitiert, zitiert *Adorno* äußerst spärlich, während *Fromm* z. B. zwar oft zitiert, aber (mit 2 Ausnahmen) niemals die Kollegen aus dem Kreis. Die Selbstzitationsrate ist wohl schwer zu interpretieren, allenfalls als Zeichen dafür, daß der betreffende Autor bei einem wissenschaftlichen Erfahrungszuwachs sich eher auf seine eigene wissenschaftliche Biographie als auf Kommunikationserfahrungen im Kreis seiner Kollegen stützte. Aber trotz aller methodischen Unzulänglichkeiten dieser Zitationsanalyse geht aus ihr doch recht deutlich hervor, welch eine exponierte Position *Max Horkheimer* gerade auch als theoretisches Subjekt im Kreis innehatte.

3. »Außendarstellung«. Daß *Horkheimer* auch die Funktion der »Außendarstellung« für sich monopolisiert hatte, läßt sich nicht nur an solchen Äußerlichkeiten festmachen, daß *Horkheimer* Herausgeber der »Zeitschrift« war und deshalb alle redaktionellen Bemerkungen aus seiner Feder stammten. Oder daß in den ersten Bänden der Zeitschrift *Horkheimers* Beitrag den Reigen eröffnete. Auch der Umstand, daß alle oben zitierten programmatischen Äußerungen über die wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Prämissen des Forschungsunternehmens des Instituts *Horkheimer* zum Autor hatten, bestätigt jene Annahme. Ausschließlich *Horkheimers* Aufsätze sind es auch, in denen sich die über das immanent Wissenschaftliche hinausreichenden historisch-politischen Selbstverortungen und Funktionszuschreibungen der Gruppe finden.

Es ist eigentlich verblüffend, daß sich bei der seit der Studentenbewegung zuweilen doch recht heftigen Debatte um den politischen Ort der kritischen Theorie – eigentlich noch niemand sich so recht die Mühe gemacht hat, den in die Texte selber integrierten Prozeß der historisch-politischen Selbstverortungen der »Frankfurter« zu analysieren<sup>19</sup>. Das kann und soll jetzt hier nicht geschehen<sup>20</sup>. Soviel sei jetzt nur angedeutet: Während sich der »Materialismus« der frühen *Horkheimerschen* Aufsätze in der Zeitschrift (1932, 1933) noch als Ausdruck der theoretischen Selbstreflexion des sich revolutionär organisierenden Proletariats begriff:

»... die materialistische Theorie (ist) eine Seite der Anstrengungen zur Verbesserung der menschlichen Verhältnisse...« (1933: 15),

ist der *Horkheimer* von 1937 nach dem Sieg und der Konsolidierung der faschistischen Herrschaft schon resignierter:

»Vor dem allgemeinen historischen Umschlag kann die Wahrheit bei zahlenmäßig geringen Einheiten sein. Die Geschichte lehrt, daß solche selbst von den oppositionellen Teilen der Gesellschaft kaum beachtete, ja verfemte, aber unbeirrbar Gruppen auf Grund ihrer tieferen Einsicht im entscheidenden Augenblick zur Spitze werden können.« (1937: 291)

Dieser in der Entwicklung der Theorie von 1930 bis 1940 selbst ablesbare Schwund ihres designierten Trägers setzt sich dann fort bis hin zur »Dialektik der Aufklärung«, wo weder das revolutionäre Proletariat, noch »unbeirrbar«, in »die Emigration versprengte Gruppen«, sondern nur noch das unter der Oppression des Weltzustandes leidende Individuum Träger und Adressat von theoretischer Wahrheit sein kann.

4. *Interaktive Struktur des Kreises*. Im ersten Abschnitt war das Datendilemma einer kognitiven Soziologie der wissenschaftlichen Kommunikation diskutiert worden, daß sie sich um der Überschaubarkeit der kognitiven Seite eines wissenschaftlichen Prozesses willen besser an historisch bereits abgeschlossene Theoriebildungen hält und sich so in der Regel der Möglichkeiten begibt, zuverlässige Daten über die interaktive Seite des untersuchten Prozesses zu gewinnen. So ist es in der Tat auch bei dem vorliegenden historischen Beispielfeld: Die Interaktionsprozesse im Rahmen des untersuchten Kreises um das »Institut für Sozialforschung« sind nicht zuverlässig rekonstruierbar. Zwar weiß akademischer Kulissenklatsch von *Horkheimers* gelegentlich autoritärem Sozialverhalten zu berichten, was *Adorno* z. B. in einem offenen Brief anlässlich *Horkheimers* 70. Geburtstag elegant so formuliert:

»Patriarchalische Züge hast du nie verleugnet, aber vergeistigt zu einem außerordentlichen Flair für Machtverhältnisse...« (»Die Zeit«: 1965)

Aus solchen vereinzelt Bemerkungen jedoch, von denen es noch einige gibt, einen Beleg für *Horkheimers* dominierende Rolle in seinem Kreis herauszuarbeiten, wäre wohl wenig seriös.

Doch entspricht dieser Not der Daten vielleicht eine methodische Tugend. Zwar ist klar, daß sich in der Kommunikation von Wissenschaftlern *soziale* Faktoren von *kognitiven* allenfalls analytisch trennen lassen. Der Motor für die soziologische Thema-



tisierung wissenschaftlicher Prozesse war ja wohl auch z. T. die Faszination darüber, wie stark vorwissenschaftlich gebildete Vorurteilsstrukturen wissenschaftliche Urteile affizieren können. Der Sinn soziologischer Analyse und Kritik der üppig wuchernden Irrationalismen auch und gerade im sozialen System Wissenschaft soll nicht bestritten werden. Dennoch möchte ich die rein soziologische Thematisierbarkeit wissenschaftlicher Prozesse eingeschränkt wissen. Dies aus folgendem Grund: Ein jeder wissenschaftlicher Satz muß, wenn er als solcher überhaupt auftreten will, einer Reihe von Standards genügen, die ihn unter einen relativen Wahrheitszwang setzen. Solche historisch und sozial natürlich auch varianten Standards sind z. B. konzeptuelle Geschlossenheit, logische Konsistenz, Operationalisierbarkeit, Falsifizierbarkeit, Kompatibilität mit der einschlägigen wissenschaftlichen Tradition bei gleichzeitiger Originalität etc. Eine rein soziologische, also schon im methodischen Zugriff reduktionistische Thematisierung wissenschaftlicher Prozesse würde die elementare Differenz von Sozialprozessen in der Wissenschaft und der Alltagswelt verwischen. Denn von dieser unterscheiden sich die Sozialprozesse der Wissenschaft durch einen unvergleichlich rigideren Code, der es erlaubt, neben der Frage nach den sozialen Determinanten einer wissenschaftlichen Leistung immer auch die nach seiner immanenten Qualität zu stellen.

Diese prinzipielle Erwägung bedeutet für die Berücksichtigung von Daten über das Interaktionsverhalten in wissenschaftlichen Prozessen nun folgendes: Eine plausible Verknüpfung von solchen Daten mit der kognitiven Ebene des Prozesses ist (noch) nicht erreichbar. Es ist gegenwärtig noch keine Theorie verfügbar, die stringente Vermittlungen zwischen diesen beiden Ebenen plausibel identifizieren könnte. Das zwingt eine primär kognitiv verfahrenende Version von Wissenschaftssoziologie dazu, primär den Daten über die Interaktionsstruktur Beachtung zu schenken, die sich in den Texten selber finden, also im Gewande von Wissenschaft selber auftreten. Eines der wichtigsten forschungstechnischen Instrumente einer kognitiven Wissenschaftssoziologie wird daher sein: Die Analyse eines wissenschaftlichen Prozesses auf dem Niveau seiner eigenen Standards, so wie es – wenn auch sehr skizzenhaft – unter III,1 versucht wurde.

Der Zusammenhang zwischen der kognitiven und der interaktiven Ebene wissenschaftlicher Prozesse ist überdies auch schon aus rein wissenschaftslogischen Gründen schwer herzustellen. Erfordert doch die kategoriale Beschreibung der Struktur der Interaktion, die mit der Struktur der kognitiven Ebene verknüpft werden sollte, ein Minimum an Regularität, Eigenformalisierung – »Struktur« –, um überhaupt analytisch erfassbar zu sein. Würde man nun – zumal angesichts des Mangels der Daten, die man nur in teilnehmender Beobachtung gewinnen könnte – z. B. von der »Identität« der in solchen Interaktionen befaßten Wissenschaftler von einem bloßen »Prozeß« unter Absenz von jeder »Struktur« reden, könnte es eine analytische Verknüpfung der kognitiven Ebene mit der interaktiven erst recht nicht geben.

Versuche der Ethnomethodologie, im Anschluß an die Transformationsgrammatik »Tiefenstrukturen« von Sozialverhalten einschließlich seines kognitiven Aspekts zu beschreiben, stecken noch so tief in den grundlagentheoretischen Kinderschuhen, daß eine Applikation ihrer Annahmen auf das vorliegende Problem vorläufig wenig bringen würde<sup>21</sup>.

5. Die institutionell-rechtlichen Rahmenbedingungen. Ebenso dunkel bleibt der Zusammenhang der kognitiven mit der sozialen Ebene eines wissenschaftlichen Prozesses, wenn – im anderen Extrem – sehr allgemeine, nur historisch nacherzählbare Merkmale der institutionellen Struktur eines wissenschaftlichen Unternehmens mit der Feinentwicklung in der Theorie verknüpft werden. Beispiele dafür sind etwa Joseph Ben-Davids Untersuchung der institutionellen Struktur der deutschen Universität im 19. Jh.<sup>22</sup>, oder Edwards Shils' Annahmen über den Zusammenhang von Institutionalisierung und Ideenentwicklung<sup>23</sup>, gerade auch betreffs des Frankfurter Instituts.

Solche globalen Anknüpfungen an die auch wiederum nur global beschriebenen allgemeinen Merkmale institutioneller »frame-works« zur Beschreibung wissenschaftlicher Prozesse sind eben nur sehr ungenügend und methodisch grob mit der kognitiven Ebene des Prozesses zu verknüpfen.

Doch zwischen diesen beiden soziologischen Extremen – interaktiver Mikrobereich und institutioneller Makrobereich – mag es möglich sein, auf eine methodisch differenziertere Art Kognition und das Soziale in Beziehung zu setzen, nämlich durch eine Analyse der institutionellen Rahmenbedingungen von Interaktionen. Diese institutionell-rechtlichen Rahmenbedingungen geben einerseits den Interaktionen »Struktur«, welche sie dann tendenziell identifizierbar macht. Zugleich verleihen diese den institutionellen Regelungen materialen Charakter. Interaktionen füllen das institutionelle Formular aus; es sei denn, formelle und informelle Organisation eines Apparats fallen völlig auseinander, was ignorierbare Grenzfälle sind. Überdies sind diese formellen Strukturvorgaben von Interaktionen in Institutsatzungen, Universitätsverfassungen etc. gut dokumentiert, daß sich interpretative Schwierigkeiten besser steuern lassen. Im Ansatz soll im folgenden so etwas versucht werden:

In § 3 der 1925 veröffentlichten Institutsverfassung des Frankfurter »Instituts für Sozialforschung« heißt es bezüglich der Kompetenzen des Direktors sehr dürftig: »Die wissenschaftliche Leitung obliegt dem Direktor.« An diesen Satz schließen sich an allgemeine, für den vorliegenden Zusammenhang unerhebliche Details über das Verhältnis des Direktors zur Universität und zum Stifterverband. Doch die vorgesehene Stellung und Kompetenz des Direktors werden deutlicher im Kommentar zu dieser Verfassung, die ihr Carl Grünberg, der erste amtierende Direktor des Instituts in einer Rede anlässlich der Eröffnung des ersten Gebäudes (1924) gegeben hat. In einem Vergleich mit anderen ähnlichen Instituten – z. B. mit dem 1921 gegründeten Kölner Institut für Sozialwissenschaften – bemerkt Grünberg:

»Ein weiterer Unterschied im Vergleich mit ähnlichen Institutionen bildet die Art, wie die Stellung und der Zuständigkeitskreis des Institutsdirektors umschrieben worden sind. Die Leitung anderer Forschungsanstalten ist meist kollegialisch organisiert, die des unsrigen dagegen ist einem Einzigen anvertraut. Hier ist sozusagen die Diktatur des Direktors festgelegt.« (1924: 7)

Als Horkheimer im Jahre 1930 nach Grünbergs langer Krankheit das Direktorat übernahm, knüpfte er ausdrücklich an die Grünbergsche »Verfassungsauslegung« an:

»Wenn ich es nun unternehme, die Arbeiten des Instituts nach der jahrelangen Krankheit des Direktors auf neue Aufgaben zu lenken, so kommen mir dabei nicht bloß die Erfahrungen

seiner Mitarbeiter und die gesammelten literarischen Schätze, sondern auch die wesentlich von ihm bestimmte Institutsverfassung entgegen, nach welcher der vom Minister ernannte Leiter »nach allen Seiten hin ... völlig unabhängig ist, und, wie Grünberg sich auszudrücken pflegte, im Gegensatz zu einer Kollegialverfassung die Diktatur des Direktors besteht.« (1972: 42)

Und *Horkheimer* fährt dann fort – die »Diktatur des Direktors« explizit in Beziehung setzend zum Programm einer dialektischen Synthese von Philosophie und Empirie:

»Dadurch wird es mir möglich werden, das von ihm Geschaffene zu benutzen, um wenigstens im engsten Rahmen gemeinsam mit meinen Mitarbeitern eine Diktatur der planvollen Arbeit über das Nebeneinander von philosophischer Konstruktion und Empirie in der Gesellschaftslehre zu errichten.« (1972: 42)

#### IV

Nachdem nun an Hand *eines* prägnanten und prominenten Falls eines interdisziplinären Forschungsunternehmens der Zusammenhang von dessen theoretischer Begründung und dessen organisatorischer Struktur exemplarisch aber intensiv analysiert worden ist, soll nun dasselbe Problem Gegenstand einer vom historischen Fall abstrahierenden Problemskizze werden. Einer Problemskizze, die sowohl Resultat der vorhergehenden Studie ist als auch die Plattform für eine neue.

Ich unterscheide drei Typen von Versuchen, den Wissenschaftsbetrieb interdisziplinär zu reorganisieren: 1. Interdisziplinarität *ohne* theoretische Prämissen. Dieser Typus deckt ab einen großen Teil der gegenwärtig unter dem Etikett »interdisziplinär« betriebenen Reformversuche, Versuche, die weniger von der Wissenschaft selbst initiiert wurden als durch ihre relativ unmittelbare gesellschaftliche Indienstnahme. 2. Interdisziplinarität als Nebeneffekt, als Resultat des Versuchs, die in einer Disziplin paradigmatisch erfolgreichen Verfahren auf Nachbardisziplinen mitzuübertragen. 3. Interdisziplinarität in Form einer von den Fachwissenschaften zwar kontrollierten, aber doch autonomen Superdisziplin. Für diesen Typ von Interdisziplinarität gibt es m. E. gegenwärtig kein empirisches Paradigma. Abschnitt 3 versteht sich vielmehr als Plädoyer für einen solchen.

1. Gemessen an den Präntationen einer marxistischen »Totalitätswissenschaft«<sup>24</sup> ist jener erste und wohl heute häufigste Typus von Interdisziplinarität zu bewerten als der bescheidene Versuch der Selbstkorrektur eines Wissenschaftsbetriebes, dessen eigene disziplinäre Dissoziation allmählich Zweifel aufkommen läßt an der Einheit der Realität, in deren Dienst er steht. Daß dieser Typus von Interdisziplinarität ohne theoretische Prämissen im Sog der gesellschaftlichen Indienstnahme wissenschaftlicher Resultate aufkam, ist keineswegs zufällig. Ob es sich nun um die Professionalisierung von Disziplinen handelt, um ihre technologisch-produktive Verwertung, um ihre Verwendung in öffentlichen Planungsprozessen oder in Ansätzen systematischer wissenschaftlicher Politikberatung: Immer häufiger läßt sich beobachten, daß der Kurzschluß eines disziplinär zersplitterten Wissenschaftsbetriebes mit der »Logik« der gesellschaftlichen Handlungswirklichkeit auf jenen einen durchaus therapeutischen Effekt haben kann.

Probleme von gesellschaftlicher Relevanz und politischer Dringlichkeit – wie z. B. Umweltforschung – fallen ja selten zufällig komplett in den Zuständigkeitsbereich einer einzigen Disziplin und manchmal eben auch in wissenschaftliches Niemandsland. Diese produktive Fremdsteuerung des Wissenschaftsbetriebes äußert sich nun in der Nötigung zu diversen disziplinären Sichtweisen gegenüber einem Problem, das sich der Kompetenz *einer* Disziplin entzieht.

Das Spezifikum der »Theorielosigkeit« dieses Typs interdisziplinärer Reorganisation von Forschung liegt nun darin, daß an Hand eines Problems, das sich dem Zugriff *einer* Disziplin entzieht, theoretische Modelle, Methoden, Techniken und Resultate additiv arrangiert werden<sup>25</sup>. Jeder, der schon einmal interdisziplinären Veranstaltungen dieses Typs beigewohnt hat<sup>26</sup>, wird bestätigen können, daß in ihnen in der Regel nur auf identische Probleme zugespielt, die Dissoziation des akademischen Fächerkanons ad oculos demonstriert wird.

Dieses Urteil mag hart sein, auch individuell zufällig. Das additive Arrangement heterogener disziplinärer Sichtweisen mag auch seinen begrenzten Wert haben. Das Desiderat nach einer dem vorliegenden Problem tatsächlich angemessenen Synthese dieses zunächst nur additiven Arrangements wird indes niemand bestreiten, auch nicht die Veranstalter dieses Typs von Interdisziplinarität.

Sie setzen vielmehr sozusagen eine Prämie darauf, daß sich jene Synthese von disziplinären Sichtweisen mehr oder weniger planlos in kreativen wissenschaftlichen Individuen vollzieht. Die Heranziehung gerade junger Wissenschaftler in interdisziplinären Instituten dieser Art offenbart die Kalkulation, daß die Präsenz interdisziplinärer Kompetenzen in einer Person (wie sie z. B. in großen Köpfen der Soziologie wie *Max Weber*, *Scheler* oder neuerdings *Adorno* repräsentiert gewesen ist) in Form einer interdisziplinären Reorganisation wissenschaftlicher Sozialisationsprozesse systematisiert werden könnte.

Das organisatorische Spezifikum dieses Typs von Interdisziplinarität ist deshalb ganz konsequent – die optimale Absenz jedes organisatorischen und hierarchischen Zwangsapparats: Die organisatorische Vorstrukturierung beschränkt sich in der Regel in dem Zur-Verfügung-Stellen eines üppig ausgestatteten Freiraums; das Interaktionsethos der Wissenschaftler ist zugleich streng egalitär. Diese theoretisch gewonnene Beobachtung ließe sich belegen an Hand nahezu aller prominenter interdisziplinärer Institute der westlichen Welt<sup>27</sup>.

2. Der Anstoß zu jenem zweiten Typ interdisziplinärer Wissenschaft kam nicht bei 1 aus dem Horizont gesellschaftlicher Applikation wissenschaftlicher Resultate und auch nicht aus dem Planungsbewußtsein einer über den Disziplinen stehenden zentralen Forschungsbehörde, sondern mehr oder weniger planlos und erst im Nachhinein planhaft-strategisch aus einer der dissoziierten Disziplinen selbst.

Dieser Typus von Interdisziplinarität ergab sich mehr oder weniger als Nebeneffekt des Versuchs, die in *einer* Disziplin paradigmatisch erfolgreichen theoretischen Modelle, Methodologien oder Forschungstechniken auf Nachbardisziplinen mitzuübertragen. Gemeint ist der Versuch, die Varietät von Disziplinen nicht mehr über die Varietät ihrer Verfahren zu organisieren, sondern nur noch über die Verschiedenheit ihrer Gegenstandsbereiche. Diese Versuche der modelltheoretischen, methodologischen oder

auch nur forschungstechnischen Reunifizierung der Wissenschaften sind aus wissenschaftsgeschichtlicher Sicht enorm verwickelte Prozesse und wären deshalb angemessen nur in einem detaillierten wissenschaftshistorischen Material darstellbar. Es gilt ja in Rechnung zu stellen, daß die Anerkennung und das Bewußtsein der Legitimität eines Pluralismus von Paradigmen, Modellen, Methodologien und Techniken noch ganz jung und vielfach noch nicht einmal ganz akzeptiert ist. Unter diese Definition von Interdisziplinarität als Nebeneffekt fiel z. B. nicht das Phänomen der Evolution neuzeitlicher Naturwissenschaft, also der gelungene Versuch, das Paradigma neuzeitlicher Physik sukzessive auf andere Naturwissenschaften wie Chemie, Biologie und Biochemie zu übertragen. Dies deshalb nicht, weil das wissenschaftshistorische Bewußtsein einer Vielfalt von Naturwissenschaften selbst erst ein spätes Produkt der Neuzeit ist. Ganz gewiß hingegen fielen unter diesen hier skizzierten Typus von Interdisziplinarität (als Nebeneffekt) alle neueren Versuche des Strukturalismus, des Funktionalismus und zumal der kybernetischen Systemtheorie, disziplinübergreifende theoretische Konzeptionen zu entwickeln. Einer der wissenschaftsgeschichtlich prominentesten, wenn dann auch relativ folgenlos gebliebenen Versuche einer (interdisziplinären) Reunifizierung der Wissenschaften auf methodologischer Grundlage war die neopositivistische »International Encyclopedia of Unified Science«<sup>28</sup>, deren wissenschaftsuniversalistischer Anspruch u. a. durch die ausdrückliche Anknüpfung an die französischen Enzyklopädisten signalisiert wurde<sup>29</sup>.

Was nun die organisatorische Ausgestaltung dieses Typs interdisziplinärer Reorganisation von Forschung betrifft, so läßt sich bei aller Verschiedenheit ihrer Erscheinungsformen gewiß feststellen, daß sie den Vertretern der Disziplinen eine Schlüsselrolle einräumen wird, in der das zu transplantierte »Verfahren« verwaltet und entwickelt wird.

Was nun die generelle Wünschbarkeit einer interdisziplinären Reorganisation von Wissenschaft gemäß dieser Version von Interdisziplinarität betrifft, so läßt sich dazu folgendes sagen: Angesichts der Tendenz zumal entwickelter Wissenschaften, die Relevanz von Problemstellungen primär nach Kriterien der Applikabilität ihrer Verfahren zu bemessen, wäre die organisatorische und breitenwirksame Festschreibung dieser Tendenz das Schlimmste, was geschehen könnte.

3. Für den dritten Typus von Interdisziplinarität gibt es gegenwärtig m. E. kein empirisches Beispiel. Dieser Abschnitt versteht sich vielmehr als die Skizze eines Plädoyers für einen solchen.

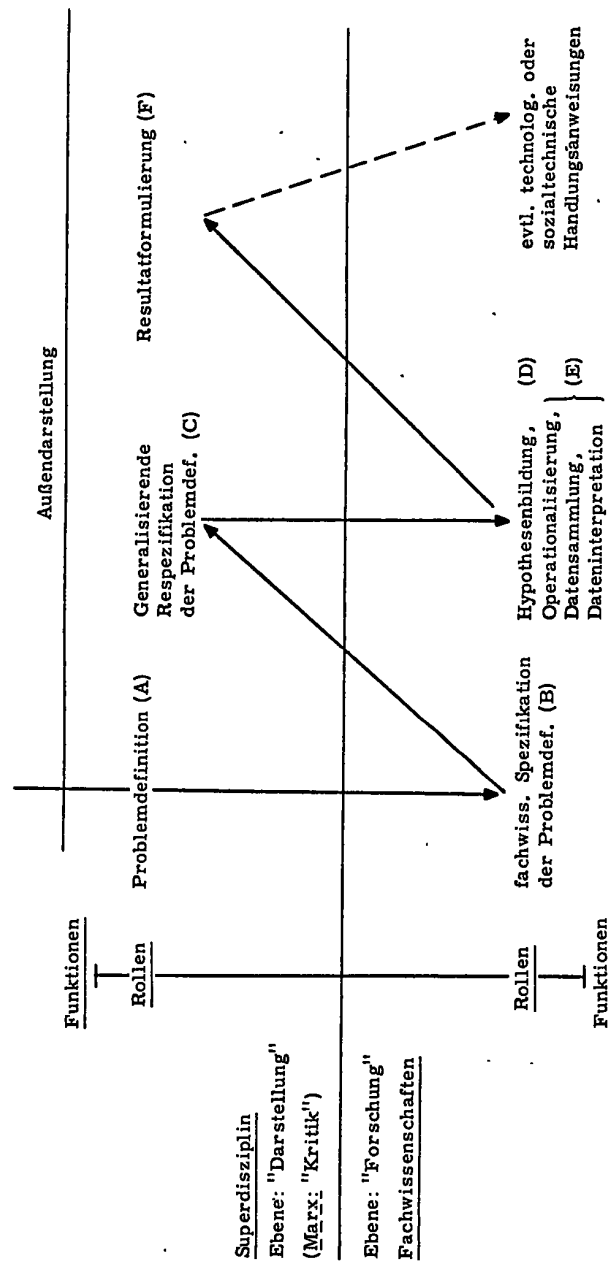
Die äußerst fragmentarischen Paradigmen eines interdisziplinären Programms, das sich programmatisch mit dem additiven Arrangement fachwissenschaftlicher Resultate nicht begnügt, sondern deren Synthese zum Gegenstand einer zwar von den Fachwissenschaften kontrollierten aber doch autonomen Superdisziplin macht, liegt *methodologisch* vor in den spärlichen methodenreflexiven Äußerungen von Marx zu einer Kritik der politischen Ökonomie und liegt *organisatorisch* vor in der mehr implizit gebliebenen Organisationsform des Frankfurter »Instituts für Sozialforschung« unter Horkheimers Direktorat.

Wie die wissenschaftlichen Dimensionen einer solchen Superdisziplin auszusehen hätten, läßt sich auf Grund dieser schmalen Erfahrungsbasis allenfalls negatorisch sagen:

Bei ihrer wissenschaftlichen Planung hätte man zunächst strikt darauf zu achten, daß sie nicht zum Territorium der Eroberungsabsichten einer bereits existenten Disziplin würde. Die herkömmlichen diesbezüglichen Präntentionen des Fachs Philosophie wären wohl bei ihrer gegenwärtigen Gestalt kaum noch zu befürchten, eher die der stark expandierenden Sozialwissenschaften. Strikt zu vermeiden wären auch die unter 2 beschriebenen Eroberungsabsichten in Form des Versuchs der Entdifferenzierung von Disziplinen durch Homogenisierung ihrer Verfahren. Und der wissenschaftliche Gehalt einer solchen Superdisziplin könnte auch nicht bestehen – um durch die obige Anknüpfung an Marx und die kritische Theorie falschen Konnotationen sogleich zu steuern – in der verschwommenen Alternative einer »sozialistischen« Wissenschaft gegenüber einer »bürgerlichen«. Wie gesagt: Die wissenschaftlichen, d. i. theoretischen, methodologischen, forschungstechnischen Dimensionen des Unternehmens einer solchen Superdisziplin lassen sich gegenwärtig nicht beschreiben, weil Kriterien dafür doch wieder nur dem wissenschaftsgeschichtlichen Status quo entnommen werden könnten. Doch wenn man sich – wie das in der vorliegenden Arbeit programmatisch versucht wurde – einmal darin geübt hat, die Strukturen von wissenschaftlichen Prozessen und die (organisatorischen) Strukturen von Sozialprozessen immer zugleich zu denken, sollte es auch erlaubt sein, die Dimensionen einer interdisziplinären Superdisziplin von der organisatorischen Strukturierung ihres Forschungsprozesses her aufzufächern. Die forschungsprozeßorganisatorischen Rahmenbedingungen für die Entwicklung einer solchen Superdisziplin sollen nun im Anschluß an die implizite Organisationsfunktion des Frankfurter Instituts 1930 ff. kurz umrissen werden. Deren zentrales Charakteristikum war die Ebenendifferenzierung von »Forschung« und »Darstellung«. Genauer: Das Prinzip, daß »Forschung« und »Darstellung« als Inhalte für Rollen definiert wurden, die nach einem im folgenden Schema enthaltenen Muster funktional aufeinander bezogen waren (vgl. S. 262).

Um diese schematische Skizze plausibel zu machen, sollen nun Elemente der Theorieentwicklung der kritischen Theorie nicht zum Zweck theoriegeschichtlicher Dokumentation, sondern lediglich als illustrierendes und exemplifizierendes »Spielmaterial« zur Erläuterung des Schemas verwendet werden:

(A) In den »Anfängen der bürgerlichen Geschichtsphilosophie« beklagt Horkheimer noch ganz in philosophischem Begriffsgewand, daß die Menschgattung ihre Geschichte nicht mit Willen und Bewußtsein macht. (B) Pollock spezifiziert dann in seiner Fachwissenschaft diese philosophisch formulierte Klage in Form einer Analyse planwirtschaftlicher Alternativen eines in der Weltwirtschaftskrise von 1929 krisengeschüttelten Spätkapitalismus. (A) Ebenfalls in den »Anfängen...« kritisiert Horkheimer die frühbürgerliche Geschichtsphilosophie, daß als ihr Erklärungshorizont geschichtlicher Verläufe eine als konstant gedachte Menschennatur dient. Seine noch sozialphilosophisch formulierte These von der historischen und sozioökonomischen Dependenz der psychischen Disposition von Individuen spezifiziert dann (B) Fromm in einer auf die Begrifflichkeit der Psychoanalyse fundierten »materialistischen Sozialpsychologie«. (C) Wenn nun Horkheimer nach dieser erfolgten fachwissenschaftlichen Spezifikation einer ursprünglich philosophisch allgemein formulierten Fragestellung sich in einem verwandten thematischen Rahmen äußert, z. B. über die in der Weimarer Republik beob-



achtbare Depossedierung der Mittelschichten und der damit verknüpften, ökonomisch verursachten breitenwirksamen Veränderung familiärer Sozialisationsbedingungen, dann tut er dies in signifikanter Orientierung am analytischen Niveau der psychoanalytisch fundierten Sozialpsychologie *Erich Fromms* und der politischen Ökonomie *Friedrich Pollocks*. *Horkheimer* hat also – und das wäre dann in allen Stadien eines Forschungsprozesses die entscheidende Funktion der Rolle »Darstellung« – die Begriffs- und Hypothesenbildung organisatorisch disparater Einzelwissenschaften durch generalisierende Respezifikation im Medium eines identischen Themas aneinander anschließbar gemacht. (D) Das läßt die Einzelwissenschaftler nicht unberührt. *Pollock* und *Fromm* achten von da an selbst schon auf eine Begriffs-, Hypothesen- und Theoriebildung, die die Anschließbarkeit an andere Disziplinen zumindest nicht verschließt. So besteht dann durchaus die Chance, daß ihre durch generalisierende Respezifikation an identische Themen anschließbar gemachte theoretischen Prämissen auch nach dem Durchgang durch die (E) Filter empirischer Kontrollen, die nur von den Einzelwissenschaftlern selber verwaltet werden können, in (F) Resultatformulierungen münden, deren Ensemble dann genuiner Inhalt einer interdisziplinären Superdisziplin sein könnte. Es bestünde dann vielleicht auch die Chance, daß die durch Rollendifferenzierung organisierte Ebenentrennung im Vollzug von Forschungsprozessen zunehmend zugunsten einer Ebenendifferenzierung aufgehoben wird, die – freilich immer noch institutionell kontrolliert – organisiert wird über die Hereinnahme des Interesses an interdisziplinären Anschließbarkeiten in den Problem-»approach« des Fachwissenschaftlers selbst.

Dieses – nach allem- was ich weiß – implizit gebliebene organisatorische Konzept des Frankfurter Instituts für Sozialforschung 1930 ff. wäre natürlich um seines eigenen Funktionierens willen von störenden historischen Zufälligkeiten zu befreien: So z. B. der Personalunion der Rolle »Darstellung« mit dem Direktorat, einschließlich der ökonomischen Leitung des Instituts; der Nichtbefristung seines Direktorats sowie dem Umstand, daß die Rolle »Darstellung« nur von *einer* Person ohne Projektspezifizierung und zeitliche Befristung gespielt wurde, etc.

Bei der Entwicklung einer so angelegten interdisziplinären Superdisziplin hätte man natürlich anzuknüpfen an Erfahrungen, die in anderen interdisziplinären Forschungsunternehmen bereits gemacht wurden:

– so z. B. an die unter III,1 beschriebene Sozialisation von jungen Wissenschaftlern in den beschriebenen Rahmen hinein, in der Kalkulation darauf, daß sich in ihnen die empirischen Subjekte einer interdisziplinären Superdisziplin bilden, oder Erfahrungen damit;

– aus welcher Wissenschaft oder welchen methodischen oder theoretischen Richtung man *die* Wissenschaftler zu rekrutieren hätte, die für die Ansprüche der Rolle(n) »Darstellung« gegenüber einer gegebenen Problemkonstellation am ehesten geeignet wären.

Es war schon selbstkritisch bemerkt worden, daß der vorliegende Versuch, die wissenschaftliche Praktikabilität von methodischen Elementen einer materialistischen Dialektik (in »Frankfurter« Deutung) forschungsorganisatorisch nachzuzeichnen, unter der Hand fast zu einer methodischen Propädeutik interdisziplinärer Forschung geriet. Da-

gegen sprengt genuin materialistische Dialektik, ihrem Anspruch nach, allein schon auf Grund der Umfänglichkeit ihres Gegenstandes (der Gesellschaft als einer historisch prozessierenden Realität) und dem daraus sich ergebenden Relevanzzuwachs ihrer Fragestellungen und Resultate den insulär akademischen Rahmen. Tendenziell hätte sie so bei einer anspruchsgemessenen wissenschaftlichen Entwicklung die Chance, progressives Element im Orientierungshorizont der Gesellschaft zu sein, deren Theorie sie ist. Eben dies war der zentrale Gedanke der frühen kritischen Theorie: daß die politische Terminierung wissenschaftlicher Aktivität die Funktion wissenschaftlicher Qualität zu sein hätte. Genauer: daß man nicht eine beliebige wissenschaftliche Aktivität in den Rahmen einer ihr äußerlichen politischen Deziision stellt, und für diese Deziision den gesellschaftlichen Kredit des Wissenschaftlers mißbraucht, sondern daß man seine wissenschaftliche Aktivität auf einem solchen methodischen und theoretischen Niveau und an solchen Problemkonstellationen weiterentwickelt, daß ihre Politikkerne nach ihren eigenen (wissenschaftlichen) Kriterien obsolet wird. Diesen Satz haben die »Frankfurter« in der Regel normativ formuliert. Dabei hat er explanatorischen Gehalt. Dieses Mißverständnis füllt bis heute Bücher.

Der explanatorische Wert dieses in der Regel normativ formulierten Satzes erweist sich z. B. in der Erklärung der Beobachtung, daß die aktuellen Formen der interdisziplinären Reorganisationen von Forschung vielfach im Sog politischer Indienstnahme von Wissenschaft entstanden sind. Dieser beobachtbare funktionale Zusammenhang zwischen politischer Indienstnahme von Wissenschaft und der interdisziplinären Reorganisation ihres Betriebes beweist, daß die Zone von Indifferenz zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, die man *politisch* »Autonomie« der Wissenschaft nennt, *wissenschaftlich* auch erst möglich wurde durch den wesentlich mit der disziplinären Zersplitterung und blinden Spezialisierung in den Disziplinen selbst verknüpften Relevanzschwund, der Belanglosigkeit von ausschließlich wissenschaftlich gesteuerten Fragestellungen. Auch die bloß instrumentelle politische Funktionalisierung wissenschaftlicher Resultate läßt sich z. T. wohl auch aus dem Zustand des konsultierten Wissenschaftsbetriebes selber ableiten. Es ist ja auch absolut nicht einzusehen, wie es gelingen könnte, daß ein blind spezialisierter, disziplinär zersplitterter Wissenschaftsbetrieb seiner elementaren politischen Pflicht genügen könnte, der nämlich, sich einzufügen in den Orientierungshorizont, in das Planungsbewußtsein und der Zielbildung derer, die die Wissenschaftler von dem unmittelbaren Produktionsprozeß freisetzen. Dies wäre anders bei einer interdisziplinären Superdisziplin. Eben deshalb ist ihre Forschungsorganisatorische Entwicklung kein Problem, das ihren politischen Konsequenzen äußerlich bliebe. Gerade wegen der nicht bloß instrumentellen Relevanz ihrer Resultate für die gesellschaftliche Handlungswirklichkeit könnte sie sich der wissenschaftlichen Thematisierung der Form ihrer politischen Indienstnahme nicht entschlagen. Wie gesagt: Die kritische Theorie hat dies gewußt. Ihre Forderung nach der politischen Terminierung wissenschaftlicher Aktivität und ihr Bemühen um eine Theorie der Gesellschaft waren zwei Seiten einer freilich verwickelten Sache.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Vgl. bes. *Joseph Ben-David* und *A. Zloczower*, *The Growth of Institutionalized Science in Germany*, in: *Barry Barnes* (Hrsg.), *Sociology of Science*, Hasmondsworth 1972, S. 45–59.
- <sup>2</sup> Vgl. *Belver C. Griffith* und *N. C. Mullins*, *Coherent Groups in Scientific Change*, in: *Science* 177 (1972), S. 959–964; *Belver C. Griffith* und *James A. Miller*, *Networks of Informal Communication Among Scientifically Productive Scientists*, in: *C. E. Nelson* und *D. K. Pollock* (Hrsg.), *Communication Among Scientists and Engineers*, Lexington, Mass., 1970 S. 125–140.
- <sup>3</sup> Vgl. *E. Garfield*, *Citation Indexes for Science*, in: *Science* 122 (1955), S. 108–111; *E. Garfield*, *Citation Indexes in Sociological and Historical Research*, in: *American Documentation* No. 14 (1963), S. 289–291.
- <sup>4</sup> Vgl. dazu vorzüglich *Herbert Blumer*, *Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus*, in: *Matthes* et al., *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, Hamburg 1973, S. 80–146, bes. S. 115 f.
- <sup>5</sup> Vgl. *Diana Crane*, *Invisible Colleges*, Chicago u. London 1972, bes. S. 49–56.
- <sup>6</sup> Vgl. *Warren O. Hagstrom*, *The Differentiation of Disciplines*, in: *Barry Barnes*, s. Anm. 1
- <sup>7</sup> Eine ganz analoge, wenn auch mehr aphoristisch abgefaßte Typologie deutscher Ordinarien konstruiert *Werner Hofmann*, Universität, Ideologie, Gesellschaft. Beiträge zur Wissenschaftssoziologie, Frankfurt a. M. 1968.
- <sup>8</sup> Vgl. dazu bes. *H. Martins*, *Sociology of Knowledge and Sociology of Science*, Ms. 1970; *Helga Nowotny*, *A Cognitive Approach to the Sociology of Science*, in: *Zeitschrift für Soziologie* 2 (1973).
- <sup>9</sup> So die Empfehlung von *Jürgen Frese* in den Überlegungen zu dem Projekt »Theoriebildung als Gruppenprozeß«, das den Anstoß zu der vorliegenden Arbeit gab. Vgl. *J. Frese*, *Prospekt über das philosophie-historisch-wissenschaftssoziologische Forschungsprojekt Theoriebildung als Gruppenprozeß*, Ms., Bielefeld 1972.
- <sup>10</sup> Die »komparative« Ergänzung dieser »generalisierenden« Fallstudie besteht in der Integration dieser Studie in das vorgenannte Projekt, in dessen Rahmen u. a. der Schlegel-Kreis, der Kreis der »Sieben Ringe« um *Sigmund Freud* etc. untersucht werden.
- <sup>11</sup> Darüber kann ich nur Mutmaßungen, keine dokumentierten Äußerungen vorlegen.
- <sup>12</sup> Jetzt wieder neu gedruckt in: *Max Horkheimer*, *Sozialphilosophische Studien*, hrsg. von *Werner Brede*, Frankfurt a. M. 1972, S. 33–46.
- <sup>13</sup> Vgl. dazu *Th. W. Adorno*, *Wissenschaftliche Erfahrungen in Amerika*, in: *Ders.*, *Stichwort Kritische Modelle* 2, Frankfurt a. M. 1969, S. 113–148, bes. S. 123.
- <sup>14</sup> Vgl. *Alfred Schmidt*, *Zum Erkenntnisbegriff der Kritik der politischen Ökonomie*, in: *Walter Euchner* und *Alfred Schmidt* (Hrsg.), *Kritik der Politischen Ökonomie heute*, Frankfurt a. M. 1973, S. 37.
- <sup>15</sup> Vgl. *Henryk Grossmann*, *Die Änderung des ursprünglichen Aufbauplans des Marxschen »Kapital« und ihre Ursachen*, in: *Ders.*, *Aufsätze zur Krisentheorie*, Frankfurt a. M. 1971, S. 9–42.
- <sup>16</sup> Vgl. dazu bes. *Helmut Reichelt*, *Zur logischen Struktur des Kapitalbegriffs bei Karl Marx*, Frankfurt a. M. 1970.
- <sup>17</sup> Vgl. *Horkheimers* Bemerkungen zur Funktion des Besprechungsteils der Zeitschrift in deren erster Nummer: »Besprechungen«, in: *Zeitschrift für Sozialforschung* (ZfSf) 1 (1932), S. 145.
- <sup>18</sup> Etwa *Walter Benjamins* Sammelreferat über Sprachsoziologie: »Probleme der Sprachsoziologie«, in: *ZfSf* 4 (1935), S. 248–268.
- <sup>19</sup> Etwa *Ferdinand Tönnies*, *Das Recht auf Arbeit*, in: *ZfSf* 4 (1935).
- <sup>20</sup> Vgl. dazu *Diana Crane*, *Social Structure in a Group of Scientists. A Test of the »Invisible College« Hypothesis*, in: *American Sociological Review* 34 (1969), S. 335–352.
- <sup>21</sup> In ganz schwachen Ansätzen versucht es *Rüdiger Bubner*, *Kritische Theorie*, in: *Hermeneutik und Ideologiekritik*, ohne Hrsg., Frankfurt a. M. 1971.

- <sup>20</sup> Ich arbeite an einem Aufsatz, der dies zu klären versucht. Sein Arbeitstitel lautet »Politische Selbstverortung der kritischen Theorie«.
- <sup>21</sup> Vgl. dazu die Einleitung von *Matthes* in: *Ders. et. al.*, Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, 1973.
- <sup>22</sup> Vgl. dazu die einschlägigen Arbeiten von *Joseph Ben-David*.
- <sup>23</sup> *Edward Shils*, Tradition, Ecology, and Institution in the History of Science, in: *Daedalus*, Herbst 1970, S. 760 ff., bes. 773–777.
- <sup>24</sup> Bedenken gegen die hier verfolgte These einer Nähe von »Dialektik« und »Interdisziplinarität« äußert *Henri Lefebvre*, Soziologie nach Marx, Frankfurt a. M. 1972, S. 23.
- <sup>25</sup> Vgl. dazu die grundsätzlichen Überlegungen von *Helmut Schelsky* in *P. Mikat* und *H. Schelsky*, Grundzüge einer neuen Universität, Düsseldorf 1966, S. 72 ff.
- <sup>26</sup> Der Autor bezieht sich hier auf Erfahrungen, die er bei einigen Tagungen im Bielefelder »Zentrum für Interdisziplinäre Forschung« hat sammeln können.
- <sup>27</sup> Vgl. dazu *Schelsky* a.a.O., S. 74; *H. Hartmann*, Organisation der Sozialforschung, Opladen 1971, S. 10–57; *J. Hirsch* und *S. Leibfried*, Materialien zur Wissenschafts- und Bildungspolitik, Frankfurt a. M. 1971.
- <sup>28</sup> Vgl. dazu die Rezension von *Herbert Marcuse*, in: *ZfSf* 8 (1939), S. 228.
- <sup>29</sup> So *Otto Neurath* im ersten Band der »International Encyclopedia ...«

### Literaturverzeichnis

- Theodor W. Adorno*, Zur gesellschaftlichen Lage der Musik, in: *Zeitschrift für Sozialforschung* (ZfSf) 1 (1932).
- Ders.*, Über den Fetischcharakter in der Musik und die Regression des Hörens, in: *ZfSf* 7 (1938).
- Charles Beard*, The Social Sciences in the United States, in: *ZfSf* 4 (1935).
- Walter Benjamin*, Ein deutsches Institut freier Forschung, in: *Ges. Schriften* Bd. 3, Frankfurt a. M. 1972, S. 518.
- Erich Fromm*, Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie, in: *ZfSf* 1 (1932).
- Carl Grünberg*, Festrede, gehalten zur Einweihung des Instituts für Sozialforschung an der Universität Frankfurt a. M. am 22. Juni 1924, in: *Frankfurter Universitätsreden* 1924.
- Julian Gumperz*, Recent Social Trends, in: *ZfSf* 2 (1933).
- Georg Wilhelm Friedrich Hegel*, Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, 3. Bd., in: *Sämtliche Werke*, 19 Bde. (Glockner), Stuttgart 1959.
- Max Horkheimer*, Die gegenwärtige Lage der Sozialphilosophie und die Aufgaben eines Instituts für Sozialforschung, in: *Ders.*, Sozialphilosophische Studien, Frankfurt a. M. 1972.
- Ders.*, Materialismus und Metaphysik, in: *ZfSf* 2 (1933).
- Ders.*, Materialismus und Moral, in: *ZfSf* 2 (1933).
- Ders.*, Anfänge der bürgerlichen Geschichtsphilosophie, Stuttgart 1930.
- Ders.*, Der Rationalismusstreit in der neueren Philosophie, in: *ZfSf* 3 (1934).
- Ders.*, Zum Problem der Wahrheit, in: *ZfSf* 4 (1935).
- Ders.*, Egoismus und Freiheitsbewegung, in: *ZfSf* 5 (1936).
- Ders.*, Traditionelle und kritische Theorie, in: *ZfSf* 6 (1937).
- Ders.*, Montaigne und die Funktion der Skepsis, in: *ZfSf* 7 (1938).
- Leo Löwenthal*, Zur gesellschaftlichen Lage der Literatur, in: *ZfSf* 7 (1932).
- Ders.*, Conrad Ferdinand Meyers heroische Geschichtsauffassung, in: *ZfSf* 2 (1933).
- Ders.*, Die Auffassung Dostojewskis im Vorkriegsdeutschland, in: *ZfSf* 3 (1934).
- Karl Marx*, Das Kapital, Erster Band, MEW.
- Friedrich Pollock*, Die gegenwärtige Lage des Kapitalismus und die Aussichten einer planwirtschaftlichen Neuordnung, in: *ZfSf* 1 (1932).
- Ders.*, Bemerkungen zur Wirtschaftskrise, in: *ZfSf* 2 (1933).

## II. Teil: Aus speziellen Soziologien

### SKIZZEN ZUR GENESE DER FREIZEIT ALS EINES SOZIALEN PROBLEMS

Dispositionen zur Soziologie sozialer Probleme

Von Kurt Hammerich

An der mittlerweile recht umfangreichen sozialwissenschaftlichen Literatur über Freizeit überrascht der fast durchgehend stereotype Einstieg in das Thema; so wird durchweg immer auf die ständige Zunahme arbeitsfreier Zeit seit 100 Jahren und auf den zu erwartenden weiteren Bedeutungszuwachs von Freizeit in den nächsten Jahren verwiesen. Im Anschluß hieran wird weiterhin häufig geltend gemacht, daß das Problem Freizeit sich erst in der Zukunft voll entfalten werde<sup>1</sup>.

Mit dieser Art des Einstiegs werden nicht nur Bedeutung des sozialen Phänomens Freizeit und ihr zunehmender Stellenwert dokumentiert, sondern es wird auch die Beschäftigung mit dem Thema legitimiert, indem unterstellt wird, daß eine solche gigantische Entwicklung allen Einsichtigen äußerst problematisch erscheint und dringend einer wissenschaftlichen Behandlung bedarf. Eine Rechtfertigung, sich mit dem Freizeitthema zu befassen, erscheint deshalb angebracht, weil Freizeit etwa weder in der Ökonomie, der Soziologie noch in der Pädagogik zu den zentralen, etablierten Gegenstandsbereichen zählt, durch deren Behandlung man sich in traditionell akademischer Art profilieren könnte<sup>2</sup>.

Trotzdem steigt neuerdings die Zahl von Monographien und Sammelbänden zum Thema Freizeit merklich an<sup>3</sup>; dabei dominiert deutlich der zukunftsbezogene Aspekt, allerdings nicht ohne dabei den »rasanten Entwicklungsprozeß« der Freizeit zu erwähnen. In diesem Zusammenhang wird dann in der Regel auch die Genese des sogenannten Freizeitproblems als »naturwüchsig«, als in der Eigenart der Sache selbst liegend bzw. ihrer typischer Weise zukommend hingestellt<sup>4</sup>. Eine solche Betrachtungsweise, sich gewissermaßen zum Sprachrohr einer bereits vollzogenen und sich in bestimmter Richtung weiter vollziehenden Entwicklung zu machen, beinhaltet möglicherweise lediglich den Versuch, die eigene Beschäftigung mit dem Freizeitthema aus der Sache selbst zu legitimieren und so dieser Selbstselektion gewissermaßen eine »objektive Notwendigkeit« zu unterstellen. Jedoch hat eine solche Form der Thematisierung zur Konsequenz, daß Fragen etwa nach dem Personenkreis, dem Freizeit problematisch erscheint, oder nach der unterstellten Problemdimension von Freizeit als nicht relevant betrachtet werden. Auch entfällt weitgehend eine kritische Reflektion darüber, ob nicht durch die Definition von Freizeit als Problem heute, d. h. in einem Stadium, das gegenüber dem antizipierten zukünftigen Zustand noch als relativ unproblematisch zu betrachten ist, erst zu dem Problem gemacht wird, als das es heute schon erkannt sein soll. Mit dieser Fragestellung wird zumindest die Möglichkeit unterstellt, daß Probleme von Personen(gruppen) produziert werden, auch wenn dazu »objektiv« kaum oder überhaupt kein Anlaß besteht.

